Johannes Hürter
Hitlers Heerführer

Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte
Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte

Band 66

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Johannes Hürter

Hitlers Heerführer

Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42

2. Auflage

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).
Gesamtherstellung: Oldenbourg Druckerei Vertriebs GmbH & Co. KG, Kirchheim bei München

ISBN 978-3-486-58341-0

Inhalt

Vorwort VII

Prolog: 25 Generale, ein Diktator und kein ganz gewöhnlicher Krieg 1

Einleitung 14

I. Voraussetzungen

Milieu, Laufbahn, Mentalität 21

1. Wurzeln: Kaiserreich 23
   a. Herkunft 23
   b. Bildung 33
   c. Beruf 46
   d. Ethos und Politik 60

2. Umbrüche: Erster Weltkrieg und Republik 70
   a. Kriegserfahrungen 70
   b. Revolution 86
   c. Republik 96
   d. Lehren 111

3. Irrwege: Diktatur 123
   a. Nationalsozialismus 123
   b. Erfolge 142
   c. Feldzüge 1939/40 156
   d. Schattenseiten 1939/40 177

4. Zwischenergebnis 196

II. Ostkrieg

Kriegführung, Besatzungsherrschaft, Verbrechen 203

1. Vorbereitungen 205
   a. Kriegsziele und Feindbilder 205
   b. Militärische Planung 222
   c. Vorbereitung der Besatzungsherrschaft 235
   d. Verbrecherische Befehle 247

Exkurs: Die Oberbefehlshaber im Ostkrieg – Aufgabe, Organisation und Arbeitsalltag 266

2. Operationen 279
a. Vormarsch 279
b. Erschöpfung 302
c. Rückschlag 318
d. Militärische Verantwortung und Leistung 350

3. Kombattanten 359
a. Rotarmisten 359
b. Kriegsgefangene 377
c. Kommissare 393
d. Partisanen 404

4. Bevölkerung 442
a. In einem fremden Land 442
b. Grundsatzpapiere 449
c. Unterdrückung 465
d. Hunger 490

5. Judenmord 509
a. Antisemitismus 509
b. Grundzüge der Zusammenarbeit mit der SS und Polizei 517
c. Die Oberbefehlshaber und der Judenmord – eine Topographie 535
Heeresgruppe Nord 536
Heeresgruppe Mitte 549
Heeresgruppe Süd 567
d. Verantwortung 596

Ausblick 600

Schlussbetrachtung 607

Biogramme 619

Abkürzungsverzeichnis 670

Quellen- und Literaturverzeichnis 674
A. Archivalien 674
B. Gedruckte Quellen und Literatur 679

Register 705
Personenregister 705
Ortsregister 715

Für Jana und Jonas, Franz und Frieda

Vorwort

Geisteswissenschaft als Beruf betreiben zu dürfen, ist ein Privileg, ganz besonders, wenn man etwas geschenkt bekommt, was in der allgemeinen Tendenz zur Kurzatmigkeit unterzugehen droht: Zeit und Muße zum Forschen. Ich danke dem Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Möller, und dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst für die Großzügigkeit, mir nahezu ideale Arbeitsbedingungen gewährt zu haben.

Die Einbindung in das IfZ-Forschungsprojekt „Wehrmacht in der NS-Diktatur" war ein weiterer ganz besonderer Vorzug. Meinen Projektkombattanten, an erster Stelle Dr. Christian Hartmann, daneben Dr. Dieter Pohl, Dr. Peter Lieb und Dr. Andreas Toppe, schulde ich großen Dank für ständigen Gedankenaustausch und Beistand. Unsere Hilfskräfte Judith Schneider, Sabine Bergstermann, Andreas Götz, Steffen Rohr und Christian Schaaf sowie mehrere Praktikantinnen und Praktikanten leisteten wichtige Zuarbeiten. PD Dr. Thomas Raithel entfernte mir immer wieder die Scheuklappen einseitigen Spezialistentums. Unterstützung unterschiedlicher Art verdanke ich außerdem Prof. Dr. Manfred Kittel, Prof. Dr. Udo Wengst, Dr. Hans Woller und Ingrid Morgen, der Verwaltungsleiterin des Instituts für Zeitgeschichte.

Dr. Jürgen Förster, Jörn Hasenclever, Timm C. Richter und Felix Römer gaben mir wichtige Hinweise aus ihrem Wissen über die Wehrmacht. Rüdiger v. Manstein gestattete mir Einblick in einen Teil des Nachlasses seines Vaters.

Ohne die professionelle Hilfe der Archive und Bibliotheken wäre es um den Historiker schlecht bestellt. Besonders den Mitarbeitern des Freiburger Militärarchivs und der „Serviceabteilungen" des Instituts für Zeitgeschichte gebührt mein Dank.

Gabriele Jaroschka betreute kompetent, freundlich und geduldig die Drucklegung. Dr. Katja Klee unterstützte mich beim mühsamen Geschäft des Korrekturlesens.

Das Private eignet sich wenig für öffentliche Bekundungen. Die mir am Nächsten stehen oder standen, sie wissen, was ich ihnen verdanke. Und ich weiß es erst recht.

München, im April 2006 Johannes Hürter

Prolog

25 Generale, ein Diktator und kein ganz gewöhnlicher Krieg

Der 30. März 1941 war ein besonderer Tag der deutschen Militärgeschichte. An diesem Sonntag erläuterte Hitler den wichtigsten Vertretern der deutschen Armee sein größtes, folgenreichstes und letztlich verhängnisvolles Projekt: den Angriff auf die Sowjetunion. Geladen waren die Befehlshaber der für das „Unternehmen Barbarossa" vorgesehenen Großverbände zu Land, Luft und Wasser. Besonders die Kommandeure des Heeres, das die Hauptlast des Feldzugs zu tragen hatte, sollten auf einen durch und durch ungewöhnlichen Krieg eingeschworen werden. Nach der denkwürdigen Ansprache Hitlers an diesem Vormittag konnte keiner der Anwesenden behaupten, er habe nicht gewusst, welche Zumutungen der „Führer" von ihm, dem Offizier alter Schule, verlangte. Die Generale verließen die Reichskanzlei mit dem Wissen, sich auf etwas Ungeheuerliches einzulassen. Ein Zurück gab es nur durch gemeinsamen Protest oder individuelle Verweigerung. Dazu fand sich keiner bereit. Wieder einmal war im Zusammenwirken von konservativer Militärelite und verbrecherischer Ideologie ein Rubikon überschritten. Was sich an diesem Vormittag ereignete, war nicht weniger als eine „Schicksalsstunde des deutschen Heeres"[1].

Der Ort dieser Versammlung hätte nicht besser gewählt werden können. Die erst zwei Jahre zuvor von Hitler bezogene Neue Reichskanzlei im Zentrum Berlins war ein steinernes Symbol des deutschen Wiederaufstiegs zur Großmacht[2]. Die gesamte Architektur zielte auf den Effekt eines eindrucksvollen Kontrasts der gloriosen Gegenwart zur überwundenen „Schmach" von 1918 und zum grauen Dasein der Weimarer Republik. Der Bau Speers verband klassische Strenge mit Monumentalität und suggerierte eine Wiedergeburt Deutschlands durch das Genie des „Führers". Zugleich verwies der an Schinkel gemahnende Klassizismus auf das immer wieder beschworene Bündnis von Tradition und Revolution, auf die alte Größe Preußens und ihre Auffrischung, ja Erweiterung durch eine neue fanatische Ideologie. Dieses Programm setzte sich im Innern der Reichskanzlei fort. Die Gäste mussten einen langen „Prozessionsweg"[3] zurücklegen, ehe sie auf jenen Mann trafen, dessen Erfolge nach dieser geschickten Inszenierung noch gewaltiger erschienen. Die Suggestion begann mit der Einfahrt in den geschlossenen Ehrenhof, der auf die Freitreppe des Haupteingangs zuführte. Der Blick wurde von

[1] Hillgruber, Strategie, S. 527.
[2] Zur Neuen Reichskanzlei und besonders zu den im Folgenden beschriebenen Repräsentationsräumen vgl. Schönberger, Reichskanzlei; Arnold, Reichskanzlei, S. 83–102. Vgl. auch Speer, Architektur.
[3] Koch, Speer, S. 143.

zwei unübersehbaren, den Aufgang flankierenden Kolossalstatuen angezogen, zwei muskulösen Männern, von denen der eine das Schwert, der andere die „Fackel des Glaubens" trug: Wehrmacht und Partei. Diese Bronzeplastiken Arno Brekers hatten nicht nur die begeisterte Zustimmung Hitlers gefunden[4], sondern mussten auch den Generalen schmeicheln, die zwischen ihnen zum Säulenportikus emporstiegen und dann durch den vom Reichsadler bekrönten Eingang die Zentrale der Macht betraten. Schließlich bildeten sie die höchste Elite dieser einen Stütze des nationalsozialistischen Staates, der Armee, die gleichberechtigt neben der zweiten Säule[5], der Partei, stand. Ihre bedeutende Rolle schien durch die Ikonographie der Reichskanzlei nachhaltig bestätigt.

Auf ihrem Weg zu Hitler gelangten die Besucher dann durch eine Vorhalle in den prächtigen Mosaiksaal, der vollständig mit rotbraun und golden schimmernden Inkrustationen in Marmor und Mosaik ausgekleidet war. Die Wanddekoration zeigte Adler, Eichenlaubkränze, Lorbeerzweige und Fackeln, ein deutlicher Hinweis auf Sieg und Ruhm des Deutschen Reichs. Vom Marmorsaal führten Stufen in den Runden Saal hinauf, wie überhaupt der ganze „Prozessionsweg" einem Aufstieg glich. Über den beiden Haupttüren des Runden Saals prangten Marmorreliefs Brekers, der „Kämpfer" und der „Genius". Man schritt über ein Hakenkreuz hinweg und kam in die 146 Meter lange Marmorgalerie, die an Hitlers Arbeitszimmer vorbei zum Großen Empfangssaal führte. Beim langen Gang durch die Galerie fielen die großen Wandteppiche mit Episoden aus dem Leben Alexanders des Großen ins Auge. Der eindrucksvolle Weg durch die Repräsentationsräume der Reichskanzlei endete bei offiziellen Besuchen meist im Empfangssaal. Die Rede Hitlers vor der Generalität wird vermutlich in diesem Raum gehalten worden sein[6], vielleicht aber auch im angrenzenden, kleineren, vollständig holzgetäfelten Reichskabinettssaal, der sich von seiner Größe und Akustik noch besser für diese Versammlung eignete[7].

Die Eindrücke der Generale, die am Vormittag des 30. März 1941 vom Ehrenhof durch die repräsentativen Räume in den Vortragssaal gingen, sind nicht bekannt. Vielleicht achtete nicht jeder von ihnen auf die Herrschaftssymbolik der Reichskanzlei, vielleicht waren einige in Gedanken versunken über die kommenden schweren Aufgaben oder in gespannter Erwartung angesichts des Auftritts Hitlers. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass die Theatralik und Symbolik dieses Gebäudes, das die meisten von ihnen zuvor höchstens ein- oder zweimal betreten hatten, wirkungslos blieben. Auch wenn sie nur wenige der zahlreichen traditionellen und nationalsozialistischen Symbole wahrnahmen, so war doch von keinem zu übersehen, dass diese Architektur die Verbindung des „Genius" Hitler mit

[4] Vgl. Breker, Strahlungsfeld, S. 95.

[5] Dieses „Zwei-Säulen-Modell" darf natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Herrschaftsstruktur der NS-Diktatur wesentlich komplexer war und dass vor allem die SS und Gestapo die Hauptträger des Terrorsystems waren. Vgl. zur Struktur des NS-Staates Broszat, Staat; Rebentisch, Führerstaat.

[6] Vgl. Warlimont, Hauptquartier, S. 176: „Die Zusammenkunft fand in einem großen Saale an dem der Ebertstraße zugewendeten Ende des langen Flurs der Neuen Reichskanzlei statt, den die Teilnehmer, nach Rang und Würden in langen Sitzreihen Platz nehmend, in ganzem Umfang füllten." Warlimont gibt allerdings eine deutlich zu hohe Teilnehmerzahl an (siehe unten).

[7] Vgl. Irving, Göring, S. 480f.

militärischer Stärke und politischem Glauben propagierte, ja feierte. Die Bildersprache vermittelte Respekt gegenüber der Leistung des Gastgebers und Stolz auf das bisher gemeinsam in Krieg und Frieden Erreichte, Stolz auf einen kaum für möglich gehaltenen, durch den Triumph über den „Erbfeind" Frankreich gekrönten Siegeslauf, der keine Widerworte zu dulden schien. So eingestimmt warteten die Generale gespannt auf Hitler, der nur selten und nur zu besonderen Anlässen programmatische Reden in solcher Runde hielt.

Gegen 11.00 Uhr betrat der Diktator den Vortragssaal, in dem sich knapp 100 Offiziere versammelt hatten: die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile Brauchitsch, Göring und Raeder mit ihren Stabschefs und wichtigsten Mitarbeitern, außerdem Keitel, Jodl und weitere Vertreter des OKW, vor allem aber die Kommandeure der für den Ostkrieg eingeplanten Großverbände des Heeres, der Luftwaffe und der Marine[8]. Auf sie zielte Hitlers Rede in erster Linie. Diese etwa 20 Frontbefehlshaber, wohl jeweils in Begleitung ihres Generalstabschefs oder Ersten Generalstabsoffiziers, wurden anders als die Zentraldienststellen erst seit der Jahreswende an den Vorbereitungen des Angriffs auf die Sowjetunion beteiligt[9]. Sie waren von Hitler noch nicht über die strategischen Intentionen und Ziele des Unternehmens informiert worden.

Welche Luftwaffengenerale und Admirale an dieser richtungweisenden Versammlung teilnahmen, ist nicht genau überliefert[10], doch die wichtigste Gruppe bildeten die anwesenden Führer des im Osten aufgebotenen 3-Millionen-Heeres. Von den Oberbefehlshabern der drei Heeresgruppen und neun Armeen sowie den

[8] Über die Teilnehmer dieser Zusammenkunft herrscht in der Literatur große Unklarheit. Der Ursprung der Missverständnisse ist wohl Warlimont, Hauptquartier, S. 175, der von „einer etwa 200–250 Köpfe zählenden Versammlung hoher Offiziere, bestehend aus den Oberbefehlshabern der 3 Wehrmachtsteile, den für den Ostfeldzug vorgesehenen höheren Truppenbefehlshabern von Heer, Marine und Luftwaffe und ihren nächsten Mitarbeitern" spricht. Diese Angabe eines Augenzeugen wurde oft übernommen, etwa von Streit, Kameraden, S. 34, und Gerlach, Morde, S. 87, die den Kreis irrtümlicherweise auf alle Kommandierenden Generale und Divisionskommandeure des geplanten Ostheeres erweitern. Aus einem Befehl Halders vom 21. 3. 1941 (OKH/Gen.St.d.H., Op.Abt. Ia, Nr. 479/41 g.Kdos.Chefs.), in: IfZ-Archiv, MA 1564, NOKW-2670, geht aber eindeutig hervor, dass vom Feldheer lediglich die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen und Armeen sowie die Befehlshaber der Panzergruppen einbestellt waren. Die Auflistung nennt 13 Positionen. Diese Angabe wird vom KTB/OKW, Bd. 1, S. 371 (30. 3. 1941), Bock, Kriegstagebuch, S. 180 (30. 3. 1941), und Leeb, Tagebuchaufzeichnungen, S. 270 (30. 3. 1941), bestätigt. Nach Greiner, Wehrmachtführung, S. 370, der sich auf eigene Notizen stützen kann, waren die „höheren Befehlshaber des Heeres, der Luftwaffe und der Marine mit ihren Stabschefs" beteiligt, so dass eine Begleitung der Kommandeure durch ihre Chefs wahrscheinlich ist. Der genannte Halder-Befehl hatte zur vorangehenden Besprechung mit Brauchitsch am 27. 3. 1941 neben den 13 Befehlshabern auch jeweils den „Chef oder Ia" geladen. Wenn man von 13 Heereskommandeuren und vermutlich weit weniger Frontbefehlshabern der Luftwaffe und Marine mit jeweils einem Begleiter sowie den wichtigsten Personen der Zentralbehörden OKW, OKH, OKM und OKL ausgeht, ist die Warlimontsche Zahl von über 200 Teilnehmern viel zu hoch gegriffen. Wesentlich realistischer ist die Angabe des ebenfalls anwesenden Hoth am 30. 4. 1948 vor dem Nürnberger Militärtribunal (Fall 12), in: IfZ-Archiv, MB 31/37, S. 3053: „In einem ziemlich großen Raum versammelten sich etwa 100 Offiziere aller Wehrmachtsteile."

[9] Vgl. Kapitel II,1.

[10] Vermutlich waren außer Göring und Raeder sowie ihren engsten Beratern auch die Oberbefehlshaber der vier für den Osten vorgesehenen Luftflotten (Keller, Kesselring, Löhr, Stumpff) und zumindest der Seebefehlshaber Ostsee, Vizeadmiral Schmundt, anwesend, nach DRZW, Bd. 4, S. 427 (Beitrag Förster), auch die Befehlshaber der fünf eingeplanten Fliegerkorps (Förster, Greim, Loerzer, Pflugbeil, Richthofen). Allerdings dürften einige dieser Generale durch ihren bevorstehenden Einsatz auf dem Balkan ebenso verhindert gewesen sein wie Kleist und Weichs.

Befehlshabern der vier Panzergruppen, von „unserer" Gruppe also, fehlten nur drei der zu Beginn des Feldzugs eingesetzten Generale[11]. Generaloberst *Nikolaus v. Falkenhorst* (1885–1968), der Oberbefehlshaber der Armee Norwegen, die im äußersten Nordosten auf Murmansk vorrücken sollte, war in Oslo unabkömmlich und wurde vermutlich von seinem Chef des Generalstabs vertreten[12]. Der Oberbefehlshaber der 2. Armee, Generaloberst *Maximilian v. Weichs* (1881–1954), und der Befehlshaber der Panzergruppe 1, Generaloberst *Ewald v. Kleist* (1881–1954), mussten ihre ganze Konzentration zunächst auf den unmittelbar bevorstehenden Balkanfeldzug gegen Jugoslawien und Griechenland richten[13].

Bis auf diese drei Generale und die wenigen im Westen oder Südosten verbliebenen Oberbefehlshaber[14] war die absolute Elite der oberen Truppenführer in der Reichskanzlei erschienen. Diese 13 Heerführer repräsentierten nicht nur die ältere Generalität, sondern auch den Umfang des deutschen Aufmarschs gegen die Sowjetunion. Die schwerste Aufgabe fiel der Heeresgruppe B zu, die im mittleren Frontabschnitt den sowjetischen Widerstand zerschlagen und auf Moskau vorstoßen sollte. Dieser am „Barbarossa"-Tag in Heeresgruppe Mitte umbenannte Großverband wurde von Generalfeldmarschall *Fedor v. Bock* (1880–1945) geführt. Ihm unterstanden die 4. Armee unter Generalfeldmarschall *Günther v. Kluge* (1882–1944) und die 9. Armee unter Generaloberst *Adolf Strauß* (1877–1973), die kurz nach Feldzugsbeginn noch durch die 2. Armee (Weichs) verstärkt wurden. Den motorisierten Stoßkeil dieser schlagkräftigsten Heeresgruppe bildeten die von Generaloberst *Heinz Guderian* (1888–1954) kommandierte Panzergruppe 2 und die Panzergruppe 3 unter Befehl von Generaloberst *Hermann Hoth* (1885–1971).

Für den Vormarsch an der Nordflanke auf den wichtigen und symbolträchtigen Industriestandort Leningrad war die Heeresgruppe C eingeteilt, die ab dem Angriffstag Heeresgruppe Nord hieß und von Generalfeldmarschall *Wilhelm Ritter v. Leeb* (1876–1956) befehligt wurde. Seine Unterführer waren Generaloberst *Ernst Busch* (1885–1945) als Oberbefehlshaber der 16. Armee und Generaloberst *Georg v. Küchler* (1881–1968) als Oberbefehlshaber der 18. Armee. Ihre Zugmaschine war die Panzergruppe 4 unter Generaloberst *Erich Hoepner* (1886–1944). Im Süden sollte der Doyen des aktiven Offizierkorps, Generalfeldmarschall *Gerd v. Rundstedt* (1875–1953), mit seiner Heeresgruppe A bzw. Süd die ukrainischen und südrussischen Industriegebiete erobern. Ihm waren mit der 6. Armee unter Generalfeldmarschall *Walter v. Reichenau* (1884–1942), der 11. Armee unter Generaloberst *Eugen Ritter v. Schobert* (1883–1941) und der 17. Armee unter General der Infanterie *Carl-Heinrich v. Stülpnagel* (1886–1944) drei Infanteriegroßver-

[11] Im Verlauf des ersten Feldzugsjahrs übernahmen neun weitere Generale ein Oberkommando an der Ostfront und komplettierten unsere Gruppe von insgesamt 25 Oberbefehlshabern.

[12] Falkenhorst, Kriegserinnerungen, S. 52, in: BA-MA, N 300/4: „Häufige Besprechungen in Berlin wurden nötig und da ich selber nur selten abkömmlich war, so schickte ich zumeist den Chef des Generalstabes, Oberst Buschenhagen, zum OKW, der dort meine Wünsche vortrug."

[13] Die 2. Armee war zunächst ohnehin nur als Reserve für den Ostfeldzug vorgesehen und daher nicht an den Vorbereitungen beteiligt, während der Panzergruppe 1 Major i.G. v. Pezold zur Bearbeitung der „Barbarossa"-Fragen zugeteilt war, der in diesen Tagen in Berlin weilte.

[14] Vor allem die Generalfeldmarschalle Witzleben (Oberbefehlshaber West, Heeresgruppe D) und List (12. Armee, auf dem Balkan eingesetzt) sowie die Generalobersten Blaskowitz (1. Armee), Dollmann (7. Armee) und Haase (15. Armee).

bände unterstellt. Noch vor Beginn des Angriffs sollte die zunächst in Jugoslawien eingesetzte Panzergruppe 1 (Kleist) zu ihnen stoßen. Sie erhielt den Auftrag, die gegnerische Front für die Heeresgruppe aufzureißen.

Dieser illustre, in den bisherigen Feldzügen hochbewährte und mit Ausnahme Stülpnagels nach dem Sieg gegen Frankreich durch Rangerhöhungen geehrte Kreis von fünf Generalfeldmarschallen, sieben Generalobersten und einem General der Infanterie wartete am späten Vormittag des 30. März 1941 besonders gespannt auf die Worte Hitlers, der durch eine Hintertür kam und nach einer kurzen Meldung sofort mit seiner Ansprache begann[15]. Der Inhalt seiner langen, annähernd 2½ Stunden währenden Rede ist in mehreren authentischen Dokumenten überliefert. Das bekannteste von ihnen ist die Aufzeichnung des Chefs des Generalstabs des Heeres, Generaloberst Franz Halder, für sein Kriegstagebuch[16]. Neben diesem so häufig zitierten Quellentext liegen die kürzere Tagebuchnotiz Generalfeldmarschall v. Bocks[17] sowie die spätere und noch knappere Zusammenfassung durch den Kriegstagebuchschreiber im OKW, Helmuth Greiner, vor[18]. Völlig unbeachtet war dagegen lange eine Aufzeichnung des Befehlshabers der Panzergruppe 3, die sich in den Dienstakten dieses Verbands befindet[19]. Die handschriftlichen Notizen Generaloberst Hermann Hoths haben in etwa die Länge der bekannten Halder-Aufzeichnung, wirken aber unmittelbarer als der sprachlich wie inhaltlich geschliffenere Text des Generalstabschefs und geben einige interessante Ergänzungen. Außerdem sind sie hier besonders aufschlussreich, da sie – wie auch der Tagebucheintrag Bocks – die Rezeption der Rede Hitlers durch einen der anwesenden Truppenkommandeure widerspiegeln.

Das Hoth-Dokument geht als einziges ausführlicher auf den ersten Teil der Ansprache Hitlers ein[20]. Der Diktator versuchte seine Zuhörer zunächst von der alten Sorge eines drohenden Zweifrontenkriegs wie im Ersten Weltkrieg zu befreien, indem er den „Westkampf" als „erledigt" bezeichnete, wenn er auch einräumte, dass die Lage in Nordafrika noch ungeklärt und die Haltung Frankreichs keineswegs sicher sei[21]. Die mangelnde Friedensbereitschaft Englands kritisierte er als Fehler, musste zugleich aber zugeben, dass es der Wehrmacht noch nicht

[15] Vgl. Warlimont, Hauptquartier, S. 176.

[16] Halder, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 335–337 (30. 3. 1941).

[17] Bock, Kriegstagebuch, S. 180–182 (30. 3. 1941). Die insgesamt recht zuverlässige Edition Gerbets ist ausgerechnet bei diesem wichtigen Eintrag nicht ganz fehlerfrei, so dass teilweise auf das Original, in: IfZ-Archiv, ED 133/3, Bl. 11f., zurückgegriffen werden muss.

[18] Greiner, Wehrmachtführung, S. 370f., auf der Grundlage eigener Notizen.

[19] Aufzeichnung Hoths „Besprechung durch Führer am 30. 3. 41 in Reichskanzlei", in: BA-MA, RH 21–3/40. Jetzt in englischer Übersetzung abgedruckt in: Förster/Mawdsley, Hitler.

[20] Dieser erste, den Ostkrieg nicht unmittelbar betreffende Teil wird von Greiner nicht erwähnt, von Halder lediglich in knappen Stichworten skizziert und nur von Bock etwas eingehender behandelt.

[21] „1.) Für richtigen Standpunkt ausgehen von *Lage Deutschl[ands] im Weltkrieg*. Damals mit Österr[eich], Bulgarien, Türkei verbunden. Ehemaliges Österr[eich] jetzt fast ganz auf unserer Seite, Türkei nicht, dafür Rumänien. Stalin auf unserer Seite. Westkampf erledigt. Frankreich ist mit 8 Div[isionen] kein Gegner. Allerdings Nordafrika. Nicht durchsichtig. Im Herbst ganz besetzt. Aber die Kämpfe weitergeführt. Man müßte mäßige Bedingungen stellen. Muss[olini] dazu veranlaßt. Wenn Italien in Afrika von Tunis her angegriffen wäre Katastrophe für Italien. Noch unentschieden, ob in Fr[an]kr[eich] Richtung Darlan (englandfeindlich) oder de Gaulle. Fesselt nach wie vor Kräfte." Der erste Teil der Aufzeichnung Hoths ist in dieser und den folgenden Anmerkungen vollständig wiedergegeben. Absätze sind durch „//" gekennzeichnet.

möglich sei, den Frieden durch eine Invasion der britischen Insel zu erzwingen[22]. Die Fortsetzung des Kampfes durch England begründete Hitler mit dessen Selbsttäuschung über die eigene militärische Stärke, mit der Hoffnung auf ein Versagen Italiens auf dem Balkan und in Libyen sowie mit Spekulationen auf amerikanische Hilfe[23]. Dabei konstruierte der Diktator einen weltweiten Antagonismus zwischen dem Deutschen Reich und den USA, unterschätzte allerdings die wirtschaftlichen und militärischen Möglichkeiten der Vereinigten Staaten. Auch Englands Lage sei im Innern uneinheitlich und militärisch derzeit zu schwach, um eine Landung in Frankreich durchzuführen[24].

Noch ehe er mit einem Wort auf den bevorstehenden Ostfeldzug zu sprechen kam, hatte Hitler die Generale geschickt auf seine strategische Begründung dieses Vorhabens eingestimmt. Er suggerierte, dass es trotz des britischen Widerstands zurzeit keine ernstzunehmende militärische Front im Westen gebe und daher die Ausweitung des Krieges nach Osten keineswegs die Wiederholung der gefürchteten Zweifrontensituation von 1914 bedeute. Zugleich beschwor er jedoch die Gefahr einer Koalition der USA und Großbritanniens gegen das Deutsche Reich, die in wenigen Jahren wirksam werden könne. Der Diktator deutete bereits in diesem Abschnitt seiner Rede die Zeitnot an, die Deutschland zwinge, zu handeln statt abzuwarten, d.h. die Lage auf dem Kontinent zu bereinigen, bevor die deutsche Kriegswirtschaft auf den Kampf um die Weltmacht gegen Amerika und – falls es nicht zum Frieden bereit sei – England umgestellt werden müsse. Der zweite Teil seiner Rede verdeutlichte diese Strategie und ergänzte sie um den weltanschaulichen Aspekt des Kampfes gegen den Bolschewismus. Wegen seiner großen Bedeutung für die Beteiligung der Generalität an diesem Krieg sollen hier Hoths Stichworte vollständig zitiert werden:

22 „2.) *Lage nach Abschluß der Westoffensive.*//Fehler, daß Engl[and] nicht Frieden schloß. Warum *beendeten* wir nicht?//a.) Transportraum nicht fertig, Kanäle verstopft, Ausbildung der Truppe.// b.) Schlechtes Wetter. Keine 5 Tage Gutwetter. Nötig für zusammengesetzten Angriff."

23 „Warum *setzt Engl[and] Kampf* fort?//a.) Täuschung durch ‚Erfolg' bei *Dünkirchen.* Wir wissen jetzt erst, daß Engl[and] 400000 t verlor. Dies ungeheurer Erfolg, nie erholt. Täuschung über Erfolge engl[ischer] Luftang[riffe] gegen Häfen u. Ruhrgebiet.//b.) Hoffnung auf *Italiens Versagen.* Italien hat von Anfang an nur milit[ärische] Fehler.//I. Deutscher Vorschlag, hinter H[eeres]-Gr[uppe] C über Oberrh[ein] abgelehnt. Prestige. Dafür frontal gegen Alpenbef[estigung] angerannt. Tapfer, aber unvorbereitet.//II. Angriff gegen Griechenl[and]. Zeitpunkt vor amer[ikanischen] Wahlen. Kreta zweckmäßiger, hierfür Luftlandetr[uppen] angeboten. Ohne uns zu benachrichtigen. Falsche Hoffnung auf geringen Griechen-Widerstand. Haß gegen Italien. Nach Mißerfolg einzelne Bataillone in Kampf geworfen, statt ganzen Entschluß zu fassen. Katastrophale Wirkung nach außen. Auch Jugoslawien.//III. In Libyen kein engl[ischer] Großangriff beabsichtigt. Wirkung von 30 schweren engl[ischen] Panzern, gegen die keine P[an]z[er] Abwehr. Dahinter 300 l[eichte] Kampfw[agen]. Panik. Versagen mittl[erer] u. oberer Führung. Widerstand oder Rückzug? Führung dieses Krieges liegt jetzt eindeutig bei uns.//c.) *Hoffnung auf Amerika.* Grund für Amerika: Wirtschaftl[ichen] Mißerfolg Roosevelts ausgleichen. 2 Weltpole: Berlin u. Washington. Engl[and] für W[ashington] optiert. Amerikas Kapazitäten gegenüber unsern gering. Dauer des Baus von Schlachtsch[iffen]. Kein Frachtraum."

24 „3.) *Englands Lage.* Keine einheitliche Volksstimmung. Abstimmungen im Unterhaus. Churchill mit kleiner Clique, außerdem Juden u. Emigranten. Rationierung schärfer als im Weltkrieg.//Nutzen durch italienischen Krieg. Engl[ische] Flotte im Mittelmeer, weil unsere U-Boote gering. Einbuße an Transportraum im Mittelm[eer]. Suezkanal. Raummangel so groß, daß Engl[and] keine überseeische Operation ausführen kann. Auch keine Landung in Frankreich. Würde zu viele Schiffe kosten."

„4.) *Notwendigkeit des Angriffs auf Rußl[and].*
a.) *Moralische* Berechtigung. Stalin [hat] Herbst 39 auf Verblutung Deutschl[ands] gerechnet. Wenn nicht Sieg, so heute Russen in Deutschl[and]. Agitation ist nicht eingestellt wie unsere. Spionageorganisationen. Stalin oder Hitler dienen. Geschickte deutsche Politik. Nerven.
b.) *Verbrecherische Neigungen.* Rußl[and] dauernder Herd für Asoziale[25].
c.) Hält Engl[and] 1–1½ Jahre durch, so wird Amerikas Hilfe wirksam. Wir brauchen dann Luftwaffe (Flak) u. Marine, auch Schlachtschiffe. Also Verlegung der Rüstungen auf Luft u. Meer. Nur möglich (Kriegsindustrie!), wenn Heer eingeschränkt wird. 50 Div[isionen], starke P[an]z[er]. Aber erst Rußl[and] niederwerfen[26]. Neues Flakgerät für Nachtschießen.
d.) Für alle Zukunft russ[isch]-asiatische Gefahr (Schatten!) beseitigen. Erst dadurch erhält Deutschl[and] Handlungsfreiheit. Rußl[ands] Koloß belastet uns.
e.) Weltanschauung, Kampf gegen Bolschewismus.
5.) *Einschätzung Rußl[ands].* Starke Luftwaffe, starke Panzer. Unsere Luftwaffe kann feindl[iche] nicht ausschalten. Verluste im Westen u. Raum[27]. Zusammenfassung an wenigen Stellen.
Schwere russ[ische] Panzer mit l[an]g[en] 7,5 Kanonen. In Litauen festgestellt. Träge Masse. Zäher Gegner. Aber Führung.
Rüstungskapazität nicht übertrieben gut. Beispiele.
6.) *Ziel des Angriffs.* Zerschlagung des russ[ischen] Staates[28]. Protektorate Litauen, Weißrußl[and], Ukraine. Sozialistische Republiken ohne Intelligenzen. Niedrig halten. Russ[ische] Rüstungsbetriebe vernichten oder besetzen. Von Öl abschneiden. Finnen nach Leningrad. Einzelvorstöße weiter. Bedeutung einiger Industrieen für russ[ische] Kriegführung, z. B. optische Industrie. Seehandel in Petersburg konzentriert, daher hierher Schwerpunkt der Operationen.
7.) *Kriegführung gegen Rußl[and].* Kein Schema. Gegen Norweger anders als gegen Polen. Justiz zu human. Faßt immer wieder dieselben Verbrecher. Behütet sie, statt sie zu töten. Erschießung von Geiseln durch Musikmeister Leibst[andarte][29]. Verbrechen der russ[ischen] Kommissare. Überall, wo sie hinkamen, Lettl[and], Galizien, Balt[ikum] haben sie asiatisch gehaust. Verdienen keine Schonung. Nicht an Kriegsgericht, sondern sofort durch die Truppe beseitigen. Nicht nach hinten abschieben[30].

[25] Halder, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 336 (30. 3. 1941): „Vernichtendes Urteil über Bolschewismus, ist gleich asoziales Verbrechertum. Kommunismus ungeheure Gefahr für die Zukunft."

[26] Ebd., S. 335: „Nur so werden wir in der Lage sein, in zwei Jahren materiell und personell unsere Aufgaben in der Luft und auf den Weltmeeren zu meistern, wenn wir die Landfragen endgültig und gründlich lösen."

[27] Ebd., S. 336: „Problem des russischen Raumes: Unendliche Weite des Raumes macht Konzentration auf entscheidende Punkte notwendig."

[28] Ebd., S. 335: „Wehrmacht zerschlagen, Staat auflösen."

[29] Im Polenfeldzug war gegen den Obermusikmeister der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler", der 50 jüdische Zivilgefangene hatte erschießen lassen, auf Befehl der Generale Reichenau und Rundstedt kriegsgerichtlich vorgegangen worden – offenbar sehr zum Unwillen Hitlers. Vgl. Krausnick/Wilhelm, Truppe, S. 81 f., und Kapitel I,3,d, in der vorliegenden Studie.

[30] Halder, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 336 f. (30. 3. 1941): „Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf. Wenn wir es nicht so auffassen, dann werden wir zwar den Feind schlagen, aber in 30 Jahren wird uns wieder der kommunistische Feind gegenüberstehen. Wir führen nicht Krieg, um den Feind zu konservieren. [...] Vernichtung der bolschewistischen Kommissare und der kommunistischen Intelligenz." Tagebuch Bocks, 30. 3. 1941, in: IfZ-Archiv, ED 133/3, Bl. 12: „Scharfes Zufassen. ‚Wir sind nicht dazu da, um Verbrecher zu konservieren.' Kommissare." Greiner, Wehrmachtführung, S. 371: Hitler wies „eindringlich darauf hin, daß dieser Kampf nicht nach den allgemeinen militärischen Grundsätzen geführt werden dürfe, es sich vielmehr um den Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Weltanschauungen handele, der rücksichtslose Härte verlange. Die Wehrmacht müsse sich daher von den überkommenen Auffassungen und Maßstäben völlig frei machen. Es gelte die Ausrottung des Bolschewismus. Träger der bolschewistischen Idee seien die politischen Funktionäre und die Kommissare der Wehrmacht."

8.) *Illusionen.* Verbündete. Finnen werden tapfer kämpfen. Aber Führung u. Ausrüstung. Dagegen Rumänen keinerlei Hilfe. Feige, korrupt, verdorben. Nur hinter ganz breiten Strömen. Nicht auf sie verlassen.
9.) *Kampf um unser Dasein.* Muß einmal durchgekämpft werden. Jetzt haben wir auf allen Gebieten gewaltigen Vorsprung. Ist nicht immer zu halten. Führer fühlt sich verantwortlich, nicht anderer Generation überlassen[31]. (1918: unsere Kinder.) Nicht wie Ende 19. u. Anf[ang] 20. Jahrhundert abwarten. Selbst handeln. Jetzt Staatsmann u. kongenialer Feldherr mit Gehilfen. Siegeszug ohnegleichen. Entschluß ist schwer, lange mit sich gerungen. Nicht schwerer als Friedr[ich] d.Gr.[, dessen] Aufgabe unlösbar. Wieviel leichter haben wir es heute!"

Die Argumentation Hitlers vor diesem erwählten Kreis der höchsten Generalität, die nirgends so geschlossen wiedergegeben ist wie in den Notizen Hoths, war in ihrer Mischung aus strategischem Kalkül und ideologischem Dogma, ergänzt durch eine gehörige Dosis Selbstüberhebung sowie Unterschätzung des Gegners, charakteristisch für die abenteuerliche nationalsozialistische Kriegspolitik und richtungweisend für den bevorstehenden deutsch-sowjetischen Krieg[32]. Hitler meinte seiner Kriegführung gegen England und künftig auch Amerika die notwendige Handlungsfreiheit verschaffen zu müssen, indem er den politischen und ideologischen Feind im Osten ausschaltete. Die Bedeutung des Feldzugs als eine Art Präventivkrieg gegen den bedrohlichen „Schatten" der „russisch-asiatischen Gefahr" war selbst konservativen und traditionsbewussten Offizieren leicht zu vermitteln. Dass damit auch wirtschaftliche Ziele verfolgt wurden, nämlich die Besetzung und Ausbeutung des europäischen Teils der Sowjetunion für ein blockadefestes, ökonomisch autarkes „Großdeutsches Reich", verstand sich ohne weitere Erläuterung dieses Programms von selbst[33]. Besonders den Generalen, die den internen Reden Hitlers in den Friedensjahren sowie vor dem Polen- und dem Westfeldzug beigewohnt hatten, musste die wiederholte Forderung nach Autarkie und neuem Lebensraum sehr vertraut sein[34].

Dasselbe galt für die immer wieder bemühte sozialdarwinistische Floskel vom „Kampf um das Dasein", der im Krieg zweier Weltanschauungen seine schärfste Ausprägung zu erhalten drohte. Dass Hitler mit dem Angriff auf die Sowjetunion neben dem strategischen Problem der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Rückenfreiheit zur Weiterführung des Krieges im Westen auch das ideologische Problem des Gegensatzes zum Bolschewismus und – an diesem Tag allerdings unausgesprochen – zum Judentum lösen wollte, konnte die Zuhörer kaum überraschen. Allein die Radikalität, mit der er diesen Kampf auch militärisch zu

[31] Bock, Kriegstagebuch, S. 181 (30. 3. 1941), zitiert Hitlers Worte: „Jetzt besteht die Möglichkeit, Rußland mit eigenem freien Rücken zu schlagen; sie wird so bald nicht wiederkommen. Ich wäre ein Verbrecher an der Zukunft des deutschen Volkes, wenn ich nicht zufaßte!"

[32] Zur Interpretation der Rede vom 30. 3. 1941 vgl. vor allem Hillgruber, Strategie, S. 526–531; DRZW, Bd. 4, S. 427f. (Beitrag Förster). Über ein Primat der militärstrategischen oder aber der programmatisch-ideologischen Motive zu streiten (vgl. etwa Gerlach, Morde, S. 44–46), ist müßig. Gerade diese Ansprache Hitlers zeigt die gleichwertige Beziehung von Kalkül und Dogma. Darauf wird im Verlauf dieser Arbeit noch näher und im größeren Zusammenhang zurückzukommen sein.

[33] In diese Richtung ist auch die Randnotiz Halders, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 336 (30. 3. 1941), zu deuten: „Koloniale Aufgaben!"

[34] Auf diese verschiedenen programmatischen Ansprachen Hitlers vor der höheren Generalität wird später noch näher einzugehen sein, vgl. Kapitel I,3.

führen forderte, war bemerkenswert und überstieg selbst das aus dem Polenfeldzug gewohnte Maß. Der „Vernichtungskampf" sollte nicht nur die Rote Armee, sondern den Bolschewismus und seine Vertreter, ja überhaupt den sowjetischen Staat treffen. Der militärische Begriff der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte wurde ausgedehnt auf den politischen Begriff der Vernichtung einer Ideologie und eines Reiches. Die völlige „Zerschlagung des russischen Staates" durch Abtrennung der nichtrussischen Westgebiete und Aufsplitterung des Rests in rückständige Teilrepubliken war ein Kriegsziel, das in seiner Radikalität und Konsequenz das traditionelle Großmachtdenken überstieg, selbst die Kriegszieldiskussion im Ersten Weltkrieg.

Ebenso ungewöhnlich war die Forderung Hitlers an die Wehrmacht, sich aktiv an der Vernichtung des politischen Erzfeindes zu beteiligen und die Kommissare schon durch die Truppe „beseitigen" zu lassen. Der Diktator veranschaulichte durch dieses Detail, dass der Feldzug im Osten die herkömmlichen Traditionen und Regeln der europäischen „Kriegskunst" verlassen werde. Hitler wollte einen Kampf nach Art und Intention der Kolonialkriege führen, nicht gegen eine „zivilisierte", sondern gegen eine kulturell fremde, „asiatische" Nation, einen Eroberungskrieg, in dem das „harte Zufassen" nicht durch irgendwelche Rücksichten auf Humanität oder Recht behindert wurde[35]. Die Generale konnten nicht verkennen, was von ihnen erwartet wurde. „Der Kampf wird sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen", notierte sich Halder an den Rand seiner Aufzeichnung[36]. „Im Osten ist Härte mild für die Zukunft." Dann nannte er die zentrale Forderung Hitlers an die Generalität: „Die Führer müssen von sich das Opfer verlangen, ihre Bedenken zu überwinden." Waren die Generale bereit, dieses Opfer zu bringen und ihre traditionellen Werte und Normen in dem bevorstehenden Feldzug zurückzustellen? Dies war schon damals eine zentrale Frage und muss im Mittelpunkt jeder Untersuchung über das Verhalten der höheren Generalität im deutsch-sowjetischen Krieg stehen.

Hitler hatte den Generalen die Spielregeln seines Krieges im Osten diktiert. Die Ermordung der Kommissare war beschlossen und musste nur noch in Befehlsform gebracht werden. Die Entrechtung der Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten, etwa durch die Einschränkung der Militärgerichtsbarkeit, deutete sich bereits an. Dagegen fehlte ein Hinweis auf die geplante Behandlung der Juden in der Sowjetunion. Indem er die willkürliche Ermordung jüdischer Geiseln im Polenfeldzug durch einen SS-Offizier erwähnte und das Vorgehen der Wehrmachtsjustiz gegen dieses Verbrechen kritisierte, unterstrich Hitler aber, dass er in der Sowjetunion noch stärker als in Polen sowohl in der Auseinandersetzung mit dem politischen und bewaffneten Feind als auch im Verhalten gegenüber der Bevölkerung und besonders ihrem jüdischen Teil humanitäre und rechtliche Gesichtspunkte außer Acht gelassen sehen wollte. Die Tendenz war klar ausgesprochen, ohne dass schon jetzt alle Einzelheiten genannt werden mussten.

Wie reagierten die anwesenden Heerführer auf diese spektakuläre, in scharfem Ton vorgetragene Ankündigung eines beispiellosen „Daseinskampfes", eines in

[35] Vgl. auch die Zitate in Anm. 30.
[36] Halder, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 337 (30. 3. 1941).

jeder Hinsicht rücksichtslosen Krieges? Nach seiner Ansprache verließ Hitler den Versammlungsraum, ohne seinen Zuhörern die Möglichkeit zur Diskussion zu geben. Später behaupteten Brauchitsch und Halder, nach dem Abgang des Diktators seien die Frontkommandeure, namentlich die Oberbefehlshaber der drei Heeresgruppen Bock, Leeb und Rundstedt sowie einige Armeeführer, „in voller Empörung über diese Zumutung" auf sie eingestürmt[37] und hätten betont, „daß ein derartige Kriegführung für sie untragbar sei"[38]. Dieser Protest habe sich vor allem gegen die Tötung der Kommissare gerichtet. Andere Teilnehmer der Versammlung konnten sich dagegen selbst unter dem Rechtfertigungszwang der Nachkriegszeit nicht an irgendwelche Debatten unter den Generalen im Anschluss an Hitlers Rede erinnern, die in ihrem Stil eher eine Parolenausgabe als ein Akt des rhetorischen Dialogs war[39].

Tatsächlich fehlt jeder zeitgenössische Hinweis auf eine kritische oder gar empörte Reaktion. Weder im Tagebuch Bocks noch in der Aufzeichnung Hoths lassen sich Unbehagen oder Ablehnung spüren[40]. Bock bezweifelte lediglich, dass eine englisch-amerikanische Landung im Westen und damit ein Zweifrontenkrieg zunächst nicht zu erwarten sei, fügte aber sogleich hinzu[41]: „ist glücklicherweise auch nicht meine Sache!" Sein Resümee der Ansprache zeigt, dass er beeindruckt, aber keineswegs erschüttert war[42]: „Alles in Allem Pläne und Aufgaben, die der Führer selbst als gigantisch bezeichnet." Auch beim anschließenden gemeinsamen Mittagessen und den Vorträgen einiger Oberbefehlshaber bei Hitler am Nachmittag, in denen operative Fragen zur Sprache kamen, wurden die schwerwiegenden Worte des Diktators vom Vormittag nicht weiter erörtert[43]. Statt Protest gab es „nichts Neues"[44]. Bock notierte anschließend gerührt, dass „der Führer sich sehr freundlich und besorgt um meine Gesundheit" gezeigt habe[45].

[37] Aussage Halders vor der Spruchkammer München am 15. 9. 1948, in: IfZ-Archiv, ZS 240/6, Bl. 126f.

[38] Aussage Brauchitschs vor dem Nürnberger Tribunal am 9. 8. 1946, in: IMT, Bd. 10, S. 635. Kritische Diskussion der Glaubwürdigkeit dieser Angaben bei Uhlig, Befehl, S. 306–308.

[39] Aussage Hoths vor dem Nürnberger Militärtribunal (Fall 12) am 30. 4. 1948, in: IfZ-Archiv, MB 31/37, S. 3053: „Nach seiner Ansprache verließ Hitler den Saal; der Saal leerte sich. Zu irgendwelchen Erörterungen mit Hitler war ja gar keine Gelegenheit. Das war die Konferenz. Mir ist nicht in Erinnerung, ob, nachdem Hitler sie verlassen hatte, noch Erörterungen der höheren Führer stattgefunden haben." Warlimont, Hauptquartier, S. 177: „Die Ausführungen Hitlers sollen nach seinem Weggang, wie aus mehreren späteren Aussagen zu entnehmen, bei einzelnen Teilnehmern Proteste und erregte Reaktionen ausgelöst haben. Aus eigener Beobachtung oder auch den bisher bekannten *zeitgenössischen* Aufzeichnungen können dazu jedoch keine Belege beigebracht werden."

[40] Dasselbe gilt für den denkbar knappen, sich auf einen nüchternen Kurzsatz beschränkenden Eintrag Leebs, in: Leeb, Tagebuchaufzeichnungen, S. 270 (30. 3. 1941): „Führer spricht mit OB über Lage." Die weiter unten (Anm. 51) erwähnten Notizen Küchlers zur Informierung seiner Kommandeure einen Monat später zeugen sogar von einer kritiklosen Übernahme der Argumentation Hitlers.

[41] Bock, Kriegstagebuch, S. 182 (30. 3. 1941).

[42] Ebd., S. 181.

[43] Vgl. Halder, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 337f. (30. 3. 1941). Danach nahmen an diesen Besprechungen Bock, Leeb und Rundstedt sowie einige Unterführer, namentlich Guderian, teil. Vgl. auch Bock, Kriegstagebuch, S. 182 (30. 3. 1941). Über den Inhalt dieser operativen Gespräche mit Hitler am besten Greiner, Wehrmachtführung, S. 371–373.

[44] Halder, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 338 (30. 3. 1941).

[45] Bock, Kriegstagebuch, S. 182 (30. 3. 1941).

Die rückblickend behaupteten Ansätze eines gemeinsamen Vorgehens der höchsten Truppenbefehlshaber gegen die Intentionen Hitlers sind unwahrscheinlich und nicht zu belegen. Der Diktator hatte seine Zuhörer sehr geschickt behandelt. Die Skizzierung der strategischen Lage und der sich daraus ergebenden Folgerungen wirkte durchaus schlüssig. Und neben der strategischen musste auch die ideologische Begründung des Ostfeldzugs Anklang finden. Seine scharfen Wendungen gegen den Bolschewismus konnten wohl alle Generale unterschreiben. Sie weckten Erinnerungen und Ressentiments aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Umso wirkungsvoller war der von Hoth überlieferte Hinweis auf den „Siegeszug ohnegleichen", den der „Führer" Hitler mit seinen „Gehilfen" vollbracht habe. Konnten sich die angesprochenen Generale nicht zu den wichtigsten dieser „Gehilfen" zählen, die maßgeblichen Anteil an diesem Erfolg hatten? Selbst die Räumlichkeiten, in die sie geladen waren, spiegelten die neue Größe. All diese Eindrücke waren kaum dazu geeignet, grundsätzlichen Widerspruch aufkommen zu lassen.

Die Rede Hitlers erschütterte offenbar weder das Vertrauen noch das Gewissen der Generale. Im Gegenteil – vermutlich wurde sogar manche Skepsis gegen den Angriff auf die Sowjetunion durch die vorgetragenen Argumente widerlegt[46]. Hitler hatte sein Ziel erreicht, die wichtigsten Frontkommandeure auf sein altes und besonderes Anliegen, den Vernichtungskampf gegen den sowjetischen Erzfeind, einzustimmen. Begeisterung erntete er nicht, dafür war das Vorhaben zu riskant und die Aufträge zu weitgehend. Die meisten Generale werden die Versammlung in ernster Stimmung verlassen haben[47]. Ebenso wenig stieß er aber auf spürbare Ablehnung. Die weiteren Vorbereitungen auf diesen Krieg und die Reaktion der Oberbefehlshaber auf die Umsetzung der Forderungen Hitlers in „verbrecherische Befehle" sollen an anderer Stelle untersucht werden[48]. Schon am 30. März 1941 zeichnete sich aber ab, dass die Truppenführung des Ostheeres bereit war, sich auf eine in Planung, Durchführung und Ziel wahrhaft radikale Kampagne einzulassen.

Die an diesem Tag in der Reichskanzlei versammelten Frontkommandeure besaßen gegenüber den übrigen oberen Truppenführern des Ostheeres, den Befehlshabern der Korps und Divisionen, einen beträchtlichen Informationsvorsprung. Über den Charakter des kommenden Feldzugs konnten sie sich keine Illusionen mehr machen, während ihre Kameraden zunächst nichts als Ahnungen hatten. Von den neun Generalen, die erst im Verlauf des ersten Feldzugsjahrs ein Oberkommando übernahmen, befehligten sieben zunächst noch ein Armeekorps, einer sogar nur eine Division. General der Gebirgstruppe *Eduard Dietl* (1890–1944)

[46] Vgl. etwa die Notizen Hoths „Stellungnahme zum Nationalsozialismus", kurz nach 1945, in: BA-MA, N 503/72: „Absicht, Rußl[and] anzugreifen, erweckt erste Zweifel. Wie ist dieser Krieg zu beenden? Aber dann doch durch Führer von Notwendigkeit überzeugt."

[47] Vgl. die Aussage Hoths vor dem Nürnberger Militärtribunal (Fall 12), 30. 4. 1948, in: IfZ-Archiv, MB 31/37, S. 3055: „Ich bin damals aus der Besprechung mit tiefen Gedanken weggegangen, überhaupt schon über die Frage des Russlandfeldzuges und dann über diese Ausrottung Hitlers. Ich habe mir das sehr reichlich überlegt, habe zunächst mit keinem darüber gesprochen, weil ich erst selber mit mir klar werden musste."

[48] Vgl. Kapitel II,1. Dort wird die Ansprache Hitlers in den größeren Zusammenhang der Vorbereitungen des „Unternehmen Barbarossa" gestellt werden.

führte im hohen Norden das Gebirgskorps Norwegen unter dem Oberbefehl Falkenhorsts. Drei waren Kommandierende Generale von Infanteriekorps: General der Infanterie *Gotthard Heinrici* (1886–1971) und sein XXXXIII. Armeekorps sowie General der Infanterie *Richard Ruoff* (1883–1967) mit dem V. Armeekorps sollten im mittleren Abschnitt bei der 4. Armee (Kluge) bzw. 9. Armee (Strauß) eingesetzt werden, während General der Kavallerie *Georg Lindemann* (1884–1963) und das L. Armeekorps noch in Bulgarien stationiert waren und erst später an die Ostfront kamen. Drei weitere standen vor der militärisch reizvollen Aufgabe, Panzerkorps in den Krieg zu führen: General der Infanterie *Erich v. Manstein* (1887–1973) und das LVI. Armeekorps mot. sowie General der Panzertruppe *Hans-Georg Reinhardt* (1887–1963) und das XXXXI. Armeekorps mot. unterstanden der Panzergruppe 4 (Hoepner) im Nordabschnitt, General der Panzertruppe *Rudolf Schmidt* (1886–1957) kommandierte das XXXIX. Armeekorps mot. bei der Panzergruppe 3 (Hoth) im Mittelabschnitt. Generalleutnant *Walter Model* (1891–1945) war noch Divisionskommandeur (3. Panzerdivision) und hatte daher vermutlich zunächst den geringsten Kenntnisstand über das bevorstehende Unternehmen. Dagegen war Generalleutnant *Friedrich Paulus* (1890–1957) als Oberquartiermeister I im OKH und engster Mitarbeiter Halders unmittelbar mit den Vorbereitungen des „Unternehmen Barbarossa" betraut. Dieser Offizier, der als einziger unter den späteren Oberbefehlshabern zu dieser Zeit kein Frontkommando bekleidete, konnte an der Versammlung in der Reichskanzlei nicht teilnehmen, da er zur Vorbereitung des Balkanfeldzugs nach Budapest reisen musste[49].

Aus unserer Gruppe von 25 Generalen nahmen wohl 13 die Ausführungen des Diktators persönlich entgegen. Von den übrigen Generalen werden höchstwahrscheinlich die Armeeoberbefehlshaber Falkenhorst und Weichs sowie der Panzergruppenbefehlshaber Kleist sehr bald über die Rede vom 30. März informiert worden sein. Der Kenntnisstand der Kommandierenden Generale ist ungewisser. Aus der Aufzeichnung Hoths geht hervor, dass er die Worte Hitlers auf Grundlage dieser Notizen an seine beiden Korpsführer weitergab, unter ihnen Rudolf Schmidt[50]. Auch Küchler fasste die Gedanken des Diktators in einem sehr eingehenden Vortrag vor den Divisionskommandeuren der 18. Armee zusammen[51]. Es ist anzunehmen, dass sich der wesentliche Inhalt der Hitler-Ansprache durch die „Multiplikatoren" der anwesenden Truppenführer noch vor dem Angriffstag in weiten Teilen der Generalität des sich formierenden Ostheeres verbreitete. Es ist ebenfalls anzunehmen, dass auch die nachträglich informierten Generale nicht anders auf die Eröffnung der Pläne und Ziele Hitlers reagierten als ihre Kameraden am 30. März. Ablehnende Stimmen sind jedenfalls nicht überliefert.

Hitler hatte in seiner denkwürdigen Ansprache vom 30. März 1941 einen Krieg verkündet, der später mit Recht als „rassenideologischer Vernichtungskrieg"[52]

[49] Aussage von Paulus vor dem Nürnberger Tribunal, 11. 2. 1946, in: IMT, Bd. 7, S. 287.

[50] Vgl. die Notiz am Ende der Aufzeichnung Hoths „Besprechung durch Führer am 30. 3. 41 in Reichskanzlei", in: BA-MA, RH 21–3/40: „Am 12. 4. u. 16. 4. an Gen[eral] Schmidt u. Gen[eral] Kuntzen bekannt gegeben."

[51] Notizen Küchlers für eine Kommandeursbesprechung am 25. 4. 1941, in: BA-MA, RH 20–18/71; die wesentlichen Auszüge abgedruckt in: Wilhelm, Rassenpolitik, S. 133–139.

[52] Hillgruber, Strategie, S. 530.

und „kolonialer Ausbeutungskrieg“[53] bezeichnet wurde. Schon diese Rede ließ an Hitlers Intentionen und Zielen keinen Zweifel. Er bemühte sich gar nicht erst, die Truppenbefehlshaber, die diesen Feldzug führen sollten, über dessen wahren Charakter hinwegzutäuschen. Dies war um so ungewöhnlicher, als der Diktator die Forderung rücksichtslosen Vorgehens an Offiziere richtete, die von ihrem Alter und Herkommen in ganz anderen militärischen Traditionen wurzelten als der ehemalige Gefreite des Ersten Weltkriegs. Ebenso erstaunlich war, dass diese Generale zunächst keine Anstalten machten, sich diesen Zumutungen zu verschließen. Ihre Beteiligung und damit die Beteiligung von Millionen deutscher Soldaten an einem verbrecherischen Krieg drohte ihren Lauf zu nehmen. Wie konnte es dazu kommen? Und vor allem: Wohin führte es? Was waren das für Heerführer, die Hitler als Erfüllungsgehilfen seiner Kriegspolitik verwendete? Woher kamen sie? Was dachten sie? Und wie handelten sie schließlich in diesem alles andere als ganz gewöhnlichen Krieg?

[53] DRZW, Bd. 4, S. 98 (Beitrag Müller).

Einleitung

Das Unternehmen einer biographischen Studie über deutsche Generale an der Ostfront des Zweiten Weltkriegs wirft einige kritische Fragen auf. Ist die Militärelite der NS-Diktatur nicht schon hinreichend erforscht? Und warum und zu welchem Zweck die Konzentration auf den deutsch-sowjetischen Krieg? Ist der grundsätzlich verbrecherische Charakter dieses deutschen Raub-, Eroberungs- und Vernichtungsfeldzugs nicht längst analysiert? Diesen Zweifeln stehen zwei Tatsachen gegenüber. Die Heeresgeneralität an der Front und gerade an der wichtigsten, der Ostfront, ist eine nach wie vor weitgehend unbeschriebene Gruppe. Und Hitlers Ostkrieg, die größte, verheerendste und folgenreichste militärische Auseinandersetzung im Europa des 20. Jahrhunderts, ist trotz aller, nach langer Vernachlässigung in den letzten Jahren intensivierten Bemühungen weder im Ganzen noch im Detail ein bestelltes Feld der historischen Forschung.

Bei Durchsicht der populären und wissenschaftlichen Literatur über die Wehrmachtsgeneralität fällt auf, dass sich das Interesse bisher einseitig auf die Personen und Strukturen der Zentraldienststellen in Berlin konzentrierte: Kriegsministerium, OKH, OKW[1]. Die Biographien, zumindest aber die Namen der Generale Beck, Blomberg, Brauchitsch, Fritsch, Fromm, Halder, Jodl, Keitel und Reichenau sind nicht nur den Experten geläufig[2]. Von diesen Generalen der Wehrmachts- und Heeresführung bekleidete aber lediglich Reichenau während des Zweiten Weltkriegs ein Frontkommando. Die große Gruppe der höheren Truppenbefehlshaber, beim Heer also die vielen hundert Oberbefehlshaber von Heeresgruppen und Armeen, Kommandierenden Generale von Armeekorps und Kommandeure von Divisionen, ist fast anonym geblieben. Nur ganz wenige ragten bisher etwas aus dieser unerforschten Elite heraus, Rommel und Dietl als „Lieblingsgenerale" Hitlers[3], Guderian und Manstein aufgrund ihrer militärischen Leistungen oder durch den Erfolg ihrer Memoiren[4]. Über Jahrzehnte hinweg schien man sich damit zu begnügen, das Wissen über „die" Wehrmachtsgeneralität auf einen verschwindenden Bruchteil der insgesamt 2344 Generale des

[1] Auch die für die Rolle der Generalität in der NS-Diktatur nach wie vor unverzichtbaren Standardwerke Müller, Heer, und Messerschmidt, Wehrmacht, beschränken sich überwiegend auf diese Institutionen. Außerdem liegt der Schwerpunkt – Müller lässt seine Studie Anfang 1940 enden – auf den Friedensjahren und der ersten Phase des Zweiten Weltkriegs. Vgl. auch Megargee, High Command.

[2] Vgl. vor allem Reynolds, Beck; Schäfer, Blomberg; Löffler, Brauchitsch; Kroener, Fromm; Hartmann, Halder; Scheurig, Jodl.

[3] Unter den zahlreichen Rommel-Biographien sei Fraser, Rommel, genannt. Zu Dietl liegen bisher nur populäre und apologetische Biographien vor (vgl. etwa Kaltenegger, Dietl). Vgl. daher am besten noch die biographische Skizze von Heinemann, Dietl.

[4] Guderian, Erinnerungen; Manstein, Soldatenleben; Manstein, Siege. An wissenschaftlichen Biographien dieser beiden Generale fehlt es aber noch immer.

deutschen Heeres von 1933 bis 1945 zu stützen[5]. Noch ehe die Frontgeneralität überhaupt richtig in den Gesichtskreis der Forschung kam, drohte sie schon wieder gänzlich aus dem Blick zu geraten.

Dies gilt besonders für die Generalität der Ostfront und verbindet sich mit dem immer noch unbefriedigenden Kenntnisstand über diesen Hauptschauplatz des Zweiten Weltkriegs[6]. Wenn selbst über die maßgeblichen Kommandeure im Osten wenig oder nichts bekannt ist, so verdeutlicht dies, wie schwierig es ist, von „der" Generalität oder „dem" Offizierkorps zu reden, geschweige denn von „der" Wehrmacht. Eine abschließende Beurteilung und historische Einordnung des Verhaltens der deutschen Streitkräfte im deutsch-sowjetischen Krieg ist solange nicht möglich, wie man über einzelne Gruppen und Räume noch immer so wenig weiß. Ein Gesamtbild der Wehrmacht in diesem ganz besonderen Krieg ist daher nach dem derzeitigen Forschungsstand und bei der unübersehbaren Zahl an Soldaten vom Gefreiten bis zum Feldmarschall, an Institutionen vom Stoßtrupp bis zur Heeresgruppe, an Kilometern Frontlänge und Quadratkilometern besetzten Gebiets immer noch äußerst schwierig, wenn nicht sogar unmöglich[7]. Dagegen eröffnet die Perspektive auf eine übersichtliche, gut dokumentierte, maßgebliche und auf den gesamten Kriegsschauplatz verteilte Gruppe von hohen Militärs die Möglichkeit, über die Analyse individuellen und symptomatischen Verhaltens wenigstens für einen Teil der militärischen Gesellschaft zu repräsentativen Ergebnissen zu kommen. Der Blick vom „Feldherrnhügel" erleichtert die Übersicht und ist nicht nur eine sinnvolle, sondern eine dringend gebotene Ergänzung der Detailstudien über einzelne Einheiten oder Regionen, die in den letzten Jahren entstanden sind[8].

Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht die kleine Positionselite[9] der Oberbefehlshaber von Heeresgruppen und Armeen an der Ostfront. Diese Heerführer gehörten zugleich zum ranghöchsten wie exklusivsten Teil der Rangelite der Generalität und zum ältesten wie einflussreichsten Teil der Funktionselite des Offizierkorps. Die Untersuchung konzentriert sich auf das Heer, das nicht nur den Löwenanteil der Kriegführung zu bewältigen hatte, sondern anders als die Luftwaffe und Marine auch mit der Besatzungsherrschaft über große Gebiete beauftragt war. Die im Osten eingesetzten, formal ihren Kameraden vom Heer gleichrangigen Oberbefehlshaber der Luftflotten sind daher nicht berücksichtigt. Dagegen werden die

[5] Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 46, zählt 2344 Generale des Heeres, 556 Generale der Luftwaffe sowie 291 Admirale der Marine, insgesamt 3191 Offiziere im Generals- und Admiralsrang 1933–1945. Seine empirische Untersuchung beschränkt sich auf die Herkunfts- und Rangstruktur, berücksichtigt also nicht die Karrierestruktur und politisch-soziale Struktur dieser Elite.

[6] Dass aber auch diese Studie den vorliegenden Überblicksdarstellungen und Detailstudien zum deutsch-sowjetischen Krieg, vor allem den Arbeiten Andreas Hillgrubers und des Militärgeschichtlichen Forschungsamts tief verpflichtet ist, bedarf kaum einer Erwähnung.

[7] Das zeigt auch die jüngst erschienene Studie von Arnold, Wehrmacht, in der erstmals der Versuch einer Gesamtdarstellung der Besatzungsherrschaft der Wehrmacht auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz bis Anfang 1942 unternommen wird. Vgl. auch die Zwischenbilanz der Erforschung des Ostkriegs durch Hartmann, Krieg; Hartmann/Hürter/Jureit (Hrsg.), Verbrechen. Vgl. außerdem die Literaturberichte von Müller/Ueberschär, Krieg; Kühne, Vernichtungskrieg, Teil 1–2.

[8] Vgl. als wichtigste Publikationen Gerlach, Morde; Rass, Menschenmaterial; Oldenburg, Ideologie.

[9] Zu diesem Elitebegriff vgl. Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 2–4; Kroener, Generationserfahrungen, S. 219–222. Er umfasst die Inhaber von bestimmten Elitepositionen, in diesem Fall von hohen militärischen Dienststellungen.

Befehlshaber der Panzergruppen, die eigentlich erst mit ihrer Ernennung zu Oberbefehlshabern von Panzerarmeen im Herbst und Winter 1941/42 in die Positionen von Oberbefehlshabern aufrückten, den Armeeführern bewusst zur Seite gestellt. Bei ihnen handelte es sich nicht nur um Kommandeure von Großverbänden, die wie die Armeen aus mehreren Armeekorps bestanden, sondern aufgrund der besonderen operativen, taktischen und technischen Bedeutung der gepanzerten und motorisierten Verbände um besonders wichtige Exponenten der höchsten militärischen Elite.

Um die Gruppe auf eine überschaubare Zahl von Generalen zu beschränken, um die individuellen Biographien nicht hinter sozialhistorischen Massendaten verschwinden zu lassen und um gleichzeitig aber dennoch den Blick auf den Gesamtraum des Ostkriegs zu bewahren, wird der zeitliche Rahmen auf das in jeder Hinsicht richtungweisende erste Jahr begrenzt. Diese zwölf Monate vom deutschen Überfall am 22. Juni 1941 bis zum Beginn der deutschen Sommeroffensive am 28. Juni 1942 waren die wohl aktivste und wichtigste Phase der deutschen Kriegführung in der Sowjetunion. Alle militärischen Formen dieses Kampfes zweier totalitärer Staaten wurden damals sichtbar: der Bewegungs- wie der Stellungskrieg, die Offensive wie die Defensive, der Vormarsch wie der Rückzug, die Strategie der „verbrannten Erde" wie der Partisanenkrieg. In diesem Jahr wurden auch alle Zivilisationsbrüche – die NS- und Kriegsverbrechen auf dem Gefechtsfeld, in den Kriegsgefangenenlagern, in den Städten und auf dem Land – eingeleitet und bereits zu großen Teilen durchgeführt. In dieser Zeit wurden Weichen gestellt, die weit über den Zweiten Weltkrieg hinausreichten. Das rechtfertigt die Konzentration auf diesen Zeitraum.

Die insgesamt 25 Oberbefehlshaber[10] der drei Heeresgruppen und neun Armeen sowie Befehlshaber, dann Oberbefehlshaber der vier Panzergruppen bzw. Panzerarmeen dieser ersten zwölf Monate des deutsch-sowjetischen Ringens von der äußersten Nordostflanke am Eismeer bis zu den südöstlichen Gefilden des Schwarzen Meeres bildeten die höchsten Instanzen des deutschen Heeres an der Ostfront und besetzten damit eine Schlüsselposition. Diese Generale hatten mitentscheidenden Einfluss auf die Kriegführung und Besatzungspolitik in der Sowjetunion. Trotz der Weisungen Hitlers und seiner Zentralstellen besaßen die Oberbefehlshaber doch eigene Gestaltungsmöglichkeiten. Sie verfügten über das Schicksal von vielen Millionen Soldaten und Zivilisten. Sie waren über den gesamten Raum des Ostkriegs von Finnland bis zur Krim und von der Hauptkampflinie bis zur Grenze des zivilen Verwaltungsgebiets verteilt und spiegeln daher in ihrer Tätigkeit den Krieg in der Sowjetunion insgesamt wider. Diese kleine militärische Elite ist also im höchsten Maße relevant und fürs Ganze repräsentativ. Sie soll daher im Folgenden erstmals als Gruppe[11] erfasst und analysiert werden[12].

[10] Die einzelnen Generale wurden im „Prolog" vorgestellt. Vgl. auch die Biogramme am Ende dieser Studie. Nicht berücksichtigt wurde General Ludwig Kübler, der um die Jahreswende 1941/42 für knapp vier Wochen die 4. Armee führte, eine zu kurze Zeit, um tiefere Spuren zu hinterlassen.

[11] Diese Gruppe von 25 Oberbefehlshaber wird im Folgenden der Einfachheit halber häufiger als „unsere" Gruppe, ihre Mitglieder als „unsere" Offiziere bezeichnet. Dem Autor möge aus dieser arbeitsökonomischen Sprachregelung bitte nicht der Vorwurf entstehen, er wolle in einem Anfall von Größenwahn über Generale und Feldmarschalle verfügen.

[12] Vgl. auch Ruck, Bibliographie, S. 25: „Ein zweites Charakteristikum der neueren NS-Forschung

Dieses Vorhaben wird durch eine im Vergleich zur Überlieferung der übrigen Offiziere und Soldaten gute Quellenlage erleichtert. Die Conditio sine qua non jeder Beschäftigung mit den Oberbefehlshabern im ersten Jahr des Ostkriegs sind die Akten der von ihnen geführten militärischen Kommandobehörden[13]. Die Kriegstagebücher, Tätigkeitsberichte, Befehle, Denkschriften, Gesprächsnotizen und Fahrtberichte der Heeresgruppenkommandos, Armeeoberkommandos und Panzergruppenkommandos dokumentieren auch die „Handschrift" ihrer Kommandeure. Zu allen Großverbänden des Ostheers liegen für den untersuchten Zeitraum umfangreiche wie reichhaltige, überwiegend im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i.Br. (BA-MA), zu einem kleinen Teil noch in den National Archives Washington D.C. (NA) aufbewahrte Bestände vor, die zwar die einen oder anderen Lücken aufweisen, insgesamt aber die Tätigkeit jedes Oberkommandos in diesem Jahr dicht belegen[14]. Diese wesentliche Quellengrundlage kann hin und wieder durch die Akten unterstellter Verbände und Einheiten sowie der militärischen und zivilen Zentralbehörden ergänzt werden, etwa durch den Bestand des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete im Bundesarchiv Berlin (BAB).

Wie dieses Archivmaterial für die Kenntnis des dienstlichen Wirkens unverzichtbar ist, so werden für die Einblicke in die Mentalität daneben vor allem persönliche Dokumente benötigt. Die Nachlässe, die sich besonders zahlreich im Freiburger Militärarchiv, teilweise auch in anderen Archiven oder in Privatbesitz entdecken lassen, sind eine noch viel zu wenig ausgeschöpfte Quelle[15]. Die Fährte privater Selbstzeugnisse ist allerdings von Person zu Person höchst unterschiedlich ausgeprägt. Der ideale Zustand, auf Briefe und Tagebücher aller Oberbefehlshaber zurückgreifen zu können, besteht nicht. Neben umfangreichen Nachlässen finden sich kleine, aber aufschlussreiche Splitter und für manche Generale – nichts. Obwohl damit die Überlieferung der „Ego-Dokumente" anders als die in etwa gleichmäßige dienstliche Überlieferung unausgeglichen ist, lassen sich aus ihr neben den individuellen auch viele symptomatische Denk- und Verhaltensweisen ablesen, so dass sie als eine zwar disparate, aber dennoch auch für die gesamte Gruppe bedeutende Quelle genutzt werden kann.

Eine sinnvolle Ergänzung der unmittelbaren Zeitzeugnisse bieten die retrospektiven Dokumente. Die meisten der den Krieg überlebenden Generale haben sich in Erinnerungsaufzeichnungen oder sogar Memoiren gerechtfertigt, von denen allerdings nur diejenigen Guderians und Mansteins veröffentlicht wurden. Besonders die Nachlässe im Bundesarchiv-Militärarchiv und das so genannte Zeugenschrifttum im Institut für Zeitgeschichte (IfZ-Archiv) sind wahre Fundgruben dieser Art von Quellen. Reichhaltig, interessant, wenn auch mit noch größeren Vorbehalten zu benutzen sind die Aussagen in den Unterlagen der alliierten

ist die intensive Beschäftigung mit der Geschichte einzelner Sozialgruppen. [...] Als Schwerpunkte zeichnen sich die Komplexe Justiz, Medizin/Psychiatrie und Universitäten ab; vergleichsweise defizitär sind demgegenüber die Bereiche Verwaltung, Militär und Wirtschaft."

13 Keine noch so aufwändige Recherche nach deutschen Splitterbeständen in Osteuropa kann die systematische Durchsicht dieser im Freiburger Militärarchiv leicht zugänglichen Akten aufwiegen.

14 Vgl. hier und für die folgenden Bemerkungen die genauen Nachweise im Quellen- und Literaturverzeichnis.

15 Man vgl. etwa in den Archivalienverzeichnissen von DRZW, Bd. 4 und 6, wie verschwindend wenig die private Überlieferung für diese Grundlagenwerke genutzt wurde.

Kriegsverbrechertribunale im IfZ-Archiv sowie in den Ermittlungsakten der bundesdeutschen Justizbehörden im Bundesarchiv, Außenstelle Ludwigsburg (BAL). Auch wenn der nicht selten begrenzte Wert rückblickender Dokumente richtig eingeschätzt werden muss, so wäre es doch falsch, diese Quellen grundsätzlich als unglaubwürdig zu verwerfen. Dieses umfangreiche Material kann bei aller gebotenen Vorsicht durchaus wertvolle zusätzliche Informationen liefern. Nicht näher vertieft werden soll hier allerdings die Frage, inwieweit die Generale dieser Gruppe nach 1945 aus ihren persönlichen Erinnerungs- und Erfahrungssedimenten Deutungen konstruierten, die zu Sinnmustern, Symbolen oder gar Mythen des kollektiven Gedächtnisses der Nachkriegsgesellschaft wurden[16]. Diese interessanten wissenssoziologischen und kulturhistorischen Aspekte sind nicht das Thema dieser Studie[17].

Die insgesamt gute Quellenlage steht im Widerspruch zu den geringen Vorarbeiten der personalhistorischen Forschung, auf denen diese Studie aufbauen kann. Das methodische Vorbild einer Kollektivbiographie über einen Teil der Generalität oder zumindest über eine gleichermaßen überschaubare wie repräsentative Gruppe hoher Funktionsträger des NS-Regimes fehlt[18]. Selbst wissenschaftliche Untersuchungen zu einzelnen Oberbefehlshabern der Ostfront sind rar[19]. Zwei neuere biographische Sammelwerke enthalten einige knappe Lebensskizzen[20], machen aber nicht den Versuch und erheben auch nicht den Anspruch, die nebeneinander stehenden Beiträge zu einer Synthese zu verbinden. Eingehendere Auseinandersetzungen mit dem Verhältnis dieser Militärelite zu Kriegs- und NS-Verbrechen liegen nicht vor. Der Kenntnisstand über die höchste Generalität im Osten ist damit ein Spiegel der gegenwärtigen Forschungslage über den Krieg gegen die Sowjetunion: Die vorhandenen Mosaiksteine ergeben ein Fragment, das einen ersten Eindruck vom möglichen Gesamtbild vermittelt, ohne dass man dieses aber schon jetzt vollständig rekonstruieren könnte. Noch immer ist man auf dem von Jürgen Förster im Jahr 1983 erreichten Stand, dass einzelne Beispiele für das Ver-

16 Zur Theorie der Erinnerungskultur vgl. etwa Berger/Luckmann, Konstruktion; Halbwachs, Gedächtnis; Assmann, Externalisierung.

17 Für einen Generalfeldmarschall der Wehrmacht, Albert Kesselring, wurden diese Aspekte jetzt untersucht: Lingen, Konstruktion; Lingen, Schlacht.

18 Die kollektivbiographische Methodik beschränkte sich bisher vor allem auf die Erhebung und statistische Auswertung von Massendaten (für die Wehrmachtsgeneralität vgl. vor allem Stumpf, Wehrmacht-Elite). Kleinere Personengruppen, die nicht nur empirisch bzw. quantitativ, sondern auch hermeneutisch bzw. qualitativ untersucht werden können, wurden dagegen von der biographischen Forschung bisher vernachlässigt. Eine Ausnahme bildet – anders als die sozialstatistische Analyse von Banach, Elite – die Arbeit von Wildt, Generation, über das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamts, die allerdings aus einer Gruppe von insgesamt 221 Personen nur ein Dutzend exemplarisch behandelt.

19 Wissenschaftlichen Ansprüchen genügen überhaupt nur vier Arbeiten: Bradley, Guderian; Leeb, Tagebuchaufzeichnungen; Clasen, Reinhardt; Messenger, Rundstedt. Die Werke von Bücheler über Hoepner und Stülpnagel, von Görlitz über Model und Paulus, von Stein über Manstein und Model sowie von Huber über Rundstedt bieten immerhin seriöse Informationen. Vgl. außerdem die Dokumentationen: Bock, Kriegstagebuch; Hürter, Heinrici; Model/Bradley, Model.

20 Smelser/Syring (Hrsg.), Militärelite; Ueberschär (Hrsg.), Elite. Recht zuverlässige biographische Daten finden sich in Barnett (Hrsg.), Generals; Heuer, Generalfeldmarschälle; Heuer, Generaloberste. Vgl. außerdem das umfassende, aber noch nicht abgeschlossene Lexikon von Bradley [u. a.] (Hrsg.), Generale. Für diese Studie, besonders für die Biogramme, wurden daneben die Personalakten der Oberbefehlshaber im BA-MA ausgewertet.

halten der Generale in Hitlers Ostkrieg bekannt sind, die Frage nach ihrer Repräsentativität aber noch nicht beantwortet werden kann[21].

Eine Antwort auf diese Frage soll im Folgenden wenigstens für die Spitze der Heeresgeneralität im Osten und wenigstens für das entscheidende erste Jahr des Feldzugs gegeben werden. Das Ziel ist weder eine Sammlung von 25 Einzelbiographien „von der Wiege bis zur Bahre" noch eine Gruppenbiographie, die alle Lebensabschnitte und Wirkungskreise gleichmäßig berücksichtigt, sondern die gruppenbiographische Analyse von Denken und Handeln der deutschen Heerführer an der Ostfront im ersten Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges. Der Leitfaden ist die Frage nach dem Anteil dieser Generale an den heute unbestrittenen Völkerrechtsbrüchen und Verbrechen in diesem Krieg. Die Beschäftigung mit diesem Thema verlangt aber über die Suche nach den Belegen entsprechender Befehle, Ereignisse und Meinungsäußerungen von 1941/42 hinaus den Blick auf die Voraussetzungen und Bedingungen, auf das soziale, geistige und fachlich-organisatorische Profil der Gruppe. Oder mit den Worten eines dieser Oberbefehlshaber[22]: „Man kann aber Einstellung und Verhalten eines Mannes von 53 Jahren nicht beurteilen, ohne die vorhergegangenen Eindrücke, Erlebnisse und Handlungen."

Die moderne biographische Methode erlaubt die Analyse des Symptomatischen aus dem Individuellen und die Verbindung verschiedener Ansätze der Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Institutionsgeschichte, Politikgeschichte und Militärgeschichte[23]. Der *erste Teil* der Studie bietet den notwendigen Rückgriff auf die Biographie der Generale vor 1941, auf Herkunft, Erziehung, Karriere und Mentalität sowie das soziale, politische und militärische Umfeld. Die Oberbefehlshaber von 1941/42 waren alle Kinder, Schüler und Berufsoffiziere des Kaiserreichs. Dann machten sie ihre weiteren persönlichen und beruflichen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und in den unruhigen Jahren der Zwischenkriegszeit. Von

21 DRZW, Bd. 4, S. 1030–1078 (Beitrag Förster). Vgl. etwa ebd., S. 1045: „Welche Haltung hoher Offiziere gegenüber dem Vorgehen der Sicherheitspolizei und des SD in den besetzten sowjetischen Gebieten aber ist typisch oder repräsentativ zu nennen? Da eine Quantifizierung nicht Aufgabe dieses Überblicks über die deutsche Besatzungspolitik sein kann, bleibt nur die beispielhafte Anführung einiger Äußerungen." Vgl. auch ebd., S. 1054, über einen Befehl General v. Mackensens, der sich vom berüchtigten „Reichenau-Befehl" absetzte: „Die entscheidende Frage in diesem Zusammenhang ist die: wie repräsentativ ist dieser Befehl für das Verhalten des deutschen Heeres in der Sowjetunion? Sie kann nur indirekt beantwortet werden, da eine quantifizierende Untersuchung darüber noch aussteht."

22 Aufzeichnung Hoths „Stellung zum Führer und zur Politik", 1948, in: BA-MA, N 503/86.

23 Vgl. das Diktum von Jacques Le Goff über die Vereinigung aller methodischen Probleme der Geschichtswissenschaften in der Biographik: „[...] la biographie historique est une de plus difficiles façons de faire de l'histoire. [...] j'ai retrouvé presque tous les grands problèmes de l'enquête et de l'écriture historique auxquels je m'étais affronté jusqu'alors. [...] La biographie confronte aujourd'hui l'historien avec les problèmes essentiels – mais classiques – de son métier d'une façon particulièrement aiguë et complexe. [...] Elle peut-même devenir un observatoire privilégié pour réfléchir utilement sur les conventions et sur les ambitions du métier d'historien, sur les limites de ses acquis, sur les redéfinitions dont il a besoin." Zit. nach Bödeker, Biographie, S. 63, der einen guten Überblick über den Forschungs- und Diskussionsstand zur Biographik bietet. Zur Methodik dieses Genres vgl. auch Klein (Hrsg.), Grundlagen. Die Beschäftigung mit einer kleinen, auch in ihren Einzelpersönlichkeiten fasslichen Gruppe wie in der vorliegenden Studie erlaubt stärker, als das bisher thematisiert wurde, fließende Übergänge zwischen den bereits eingehend diskutierten Konzepten der Kollektivbiographie und der Individualbiographie. Sie passt daher nicht in ein starres methodisches Schema.

diesen Wurzeln und Voraussetzungen ihrer Persönlichkeit und ihres Handelns muss daher zunächst die Rede sein. Das soziale Profil, die Karriere und die Mentalität unserer Gruppe sollen dabei zusammen und im biographischen Verlauf beschrieben werden. Das ist nicht ganz einfach, denn mit dem Weg zurück in die Jugend dieser Generale werden die Quellen immer spärlicher. Für die meisten liegt nicht mehr vor als die nackten Daten ihrer Herkunft und frühen Entwicklung[24]. Stärker als anderswo ist man daher auf Mutmaßungen angewiesen, um dem statistischen Material das Leben einzuhauchen, das seiner Aufbereitung Bedeutung gibt und es zu einem ersten Baustein der Analyse späteren Verhaltens macht. Im Zusammenhang mit den nüchternen Zahlen und Fakten wird daher immer wieder auch das Milieu zu beschreiben sein, in dem die Generale aufwuchsen und das sie für ihr Leben prägte. Dabei entfernt man sich teilweise von der Einzelpersönlichkeit und gelangt zum Allgemeinen, Zeittypischen. Nur so aber kann hinter den Lebens- und Karrieredaten dieser Generale das Panorama des geistigen und politischen Hintergrunds ihres Weges von der Kaiserzeit bis in den Zweiten Weltkrieg entstehen, das zum Verständnis ihres Wirkens notwendig ist.

Auf der Grundlage des biographischen Teils folgt als umfangreicherer *zweiter Teil* die Untersuchung der Kriegführung und Besatzungsherrschaft, die diese 25 Generale in der Jahresfrist vom 22. Juni 1941 bis etwa Ende Juni 1942 verantworteten. Dabei sollen alle wesentlichen Probleme dieses außergewöhnlichen Krieges berücksichtigt werden: die Vorbereitung des Feldzugs, die institutionellen Voraussetzungen und der Berufsalltag, die militärische Leistung, die politischen, wirtschaftlichen und logistischen Rahmenbedingungen, die Behandlung der gegnerischen Soldaten, der Kriegsgefangenen, der Kommissare, der Partisanen, der Zivilbevölkerung, schließlich die NS-Verbrechen gegen die sowjetischen Juden und andere Opfer. Im Wirken der höchsten Frontkommandeure spiegelt sich das gesamte Geschehen im Operationsgebiet der Ostfront wider, denn bei den Oberbefehlshabern und ihren Gehilfen liefen alle Fäden der Kriegführung und Besatzungspolitik zusammen. Funktion und Befehlsgewalt dieser kleinen Elite erlauben den Blick von einem erhöhten Standort über den östlichen Kriegsschauplatz. Daher ermöglicht die Beschreibung ihres Handelns gleichzeitig auch eine Art Gesamtdarstellung des Ostkriegs in seinem ersten Jahr. Die Konzentration muss natürlich trotz dieser geweiteten Perspektive auf den 25 Oberbefehlshabern bleiben. Aus ihrem Handeln kann aber das Ganze, wenigstens ein Grundriss des Ganzen erfasst werden.

Ziel ist das Portrait einer maßgeblichen Gruppe von Truppenbefehlshabern im deutsch-sowjetischen Krieg, das in die Entwicklung der Militärelite seit der Kaiserzeit eingebunden und auf die so unheilvolle Verknüpfung von Kriegführung und Verbrechen bezogen ist. Wenn durch diese „Geschichte von oben", die zugleich den Überblick über einen riesigen Kriegsschauplatz gewährt, ein weiterführender Beitrag zum Verhalten der Wehrmacht in diesem beispiellosen Krieg insgesamt gewonnen werden könnte, wäre der Aufwand gerechtfertigt.

[24] Die zugrunde liegenden biographischen Daten lassen sich in den Biogrammen am Ende der Arbeit überprüfen.

I. Voraussetzungen

Milieu, Laufbahn, Mentalität

Tabelle: Herkunft, Bildung und Berufsweg (bis 1918) der späteren Oberbefehlshaber

	Gesamtgruppe	22. 06. 1941	31. 01. 1942
	(25 Personen)	*(16 Personen)*	*(16 Personen)*
Altersgruppen			
1875–1880	4 (16%)	4 (25%)	1 (6,25%)
1881–1885	11 (44%)	9 (56,25%)	8 (50%)
1886–1890	9 (36%)	3 (18,75%)	6 (37,5%)
1891–1895	1 (4%)	–	1 (6,25%)
Durchschnittsalter	–	58,06	56,12
Konfession			
Evangelisch	21 (84%)	12 (75%)	14 (87,5%)
Katholisch	4 (16%)	4 (25%)	2 (12,5%)
Abstammung			
Adel bei Geburt	9 (36%)	9 (56,25%)	5 (31,25%)
Adel insgesamt	12 (48%)	12 (75%)	6 (37,5%)
Bürgertum bei Geburt	16 (64%)	7 (28%)	11 (68,75%)
Bürgertum insgesamt	13 (52%)	4 (25%)	10 (62,5%)
Väterberuf			
Offiziere	15 (60%)	14 (87,5%)	7 (43,75%)
davon Generale	7 (28%)	6 (37,5%)	3 (18,75%)
Höhere Beamte, Akademiker	6 (24%)	1 (6,255%)	6 (37,5%)
Domänenpächter	2 (8%)	1 (6,25%)	1 (6,25%)
„erwünschte Kreise“	23 (92%)	16 (100%)	14 (87,5%)
Kaufleute, Unternehmer	1 (4%)	–	1 (6,25%)
Subalternbeamte	1 (4%)	–	1 (6,25%)
Schulbildung			
Humanistisches Gymnasium	15 (60%)	7 (43,75%)	11 (68,75%)
Kadettenkorps	10 (40%)	9 (56,25%)	5 (31,25%)
Abitur	20 (80%)	11 (68,75%)	13 (81,25%)
Primareife (Kadetten)	2 (8%)	2 (12,5%)	–
Selekta (Kadetten)	3 (12%)	3 (18,75%)	3 (18,75%)
Berufsweg bis 1918			
preußische Armee	19 (76%)	13 (81,25%)	12 (75%)
bayerische Armee	4 (16%)	3 (18,75%)	2 (12,5%)
sächsische Armee	1 (4%)	–	1 (6,25%)
württembergische Armee	1 (4%)	–	1 (6,25%)
Infanterie	17 (68%)	9 (56,25%)	11 (68,75%)
Kavallerie	4 (16%)	3 (18,75%)	3 (18,75%)
Feldartillerie	4 (16%)	4 (25%)	2 (12,5%)
Schüler der Kriegsakademie	13 (25%)	12 (75%)	6 (37,5%)
davon Absolventen	10 (40%)	10 (62,5%)	5 (31,25%)
Tätigkeit als Adjutant	18 (72%)	11 (68,75%)	11 (68,75%)
Generalstabstätigkeit	22 (88%)	14 (87,5%)	14 (87,5%)
nur Frontdienst	1 (4%)	1 (6,25%)	1 (6,25%)

1. Wurzeln: Kaiserreich

a. Herkunft

Nähern wir uns mit Bedacht, Schritt für Schritt diesen Generalen, beginnen wir am Anfang, mit der Geburt in den Friedensjahren des Kaiserreichs. Der älteste von ihnen, Gerd v. Rundstedt, wurde am 12. Dezember 1875 geboren, der jüngste, Walter Model, am 24. Januar 1891. Zwischen ihnen lagen also 15 Lebensjahre. Zu Beginn des Ostfeldzugs betrug das Durchschnittsalter der Oberbefehlshaber 58 Jahre, verjüngte sich dann aber bis Ende Januar 1942 auf 56 Jahre. Die meisten, nämlich 20 der insgesamt 25 Generale, entstammten dem Geburtsjahrzehnt von 1881 bis 1890, oder, wenn man einen konventionelleren Jahrzehntbegriff verwenden möchte, drei den 70er Jahren, 19 den 80er Jahren und drei den 90er Jahren[1]. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die beiden Ältesten, Rundstedt (1875) und Leeb (1876), der Generation der drei Jüngsten, Dietl (1890), Paulus (1890) und Model (1891) anzugehören glaubten. Doch die meisten dieser Gruppe von Generalen werden bei einem Zusammentreffen das Empfinden gehabt haben, ungefähr gleichaltrig zu sein, aus derselben Generation zu kommen.

Wo die Grenzen gezogen wurden, ist freilich ungewiss. Waren politische Daten bestimmend, meinten die 21 unter Kaiser Wilhelm I. oder die 22 in der Kanzlerschaft Bismarcks Geborenen etwa eines Alters zu sein? Oder zählte nur das Lebensalter, etwa bei den 23 Angehörigen der Jahrgänge 1879 bis 1891, die elf Jahre auseinander lagen, oder, enger gefasst, die 18 in den nur sieben Jahren zwischen 1881 und 1888 geborenen Offiziere? Diese letzte Altersgruppe sollte dann in der Wehrmacht einen großen Teil der Kommandierenden Generale und die Mehrzahl der Generalfeldmarschalle und Generalobersten stellen[2]. Es ist also kein Zufall, dass von den 25 Oberbefehlshabern 18 aus diesem „Jahrsiebt" kamen und nur sieben aus den übrigen acht Jahren der genannten Zeitspanne. Dies verdeutlicht die generationelle Geschlossenheit der Gruppe, die ganz überwiegend der – nach Reinhard Stumpf – „älteren Generation" der Wehrmachtsgeneralität angehörte, während nur die drei Jüngsten (Dietl, Paulus, Model) Vertreter der „jüngeren Generation" der nach 1888 Geborenen waren[3].

[1] Vgl. zu diesem Kapitel die Tabelle auf Seite 22.

[2] Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 290.

[3] Vgl. ebd.: Die ältere Generation führte die Wehrmacht „in den Friedensjahren des Dritten Reichs und in der Zeit der ‚Blitzkriege'", während die jüngere Generation dann, „weitgehend auch in den höchsten Rängen, die führende Generation in der zweiten Kriegshälfte" war und von der Ende 1942 eingeführten Leistungsbeförderung profitierte. Von den insgesamt 391 höheren Heeresgeneralen der Wehrmacht (Vollgenerale, Generaloberste, Generalfeldmarschalle) gehörten 198 der älteren (1872–1888), 193 der jüngeren Generation (1889–1902) an. Aus den in unserer Gruppe vertretenen Jahrgängen 1875 bis 1891 kamen 274 höhere Generale. Vgl. die Tabellen ebd., S. 286–288. Lei-

„Generation" ist allerdings ein äußerst vieldeutiger und umstrittener Begriff. Für den Bevölkerungsstatistiker bezeichnet er den durchschnittlichen Abstand zwischen den Geburtsjahren der Eltern und ihrer Kinder, also etwa 20 Jahre. In diesem Sinne zählen alle 25 Generale zu einer Generation. Der Soziologe aber differenziert den Begriff und meint mit Generation alle etwa Gleichaltrigen, die ähnliche kulturelle, gesellschaftliche und politische Erfahrungen, Orientierungen, Einstellungen und Verhaltensformen aufweisen[4]. Neben die „Generation" tritt außerdem die „Alterskohorte", der eine kürzere Spanne, meist etwa fünf Jahre, beigemessen wird. Wann eine Generation oder Alterskohorte einsetzt bzw. endet und was sie prägt, ist allerdings eine Frage der Interpretation. Wie noch häufiger in diesem Kapitel, muss auch hier mit aus der Soziologie übernommenen und in der Sozialgeschichte verwendeten Begriffen gearbeitet werden, die keineswegs fest umrissen sind und dem Historiker einigen Spielraum lassen. Bereits für die hier relevanten Geburtsjahrgänge gibt es verschiedene Modelle. Für die einen sind die in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts Geborenen die „Frontgeneration" des Ersten Weltkriegs, gefolgt von der „überflüssigen Generation" der nach 1900 Geborenen[5]; andere beziehen sich etwa auf die Prägungen in der Schule und bilden die Generationen nach bestimmten schulpolitischen Abschnitten[6].

Am überzeugendsten ist es, die „politische Generation" nach der entscheidenden Phase der gemeinsamen „politischen Sozialisation" zu bestimmen, also nach der „gleichgesinnten bewussten Auseinandersetzung mit den Leitideen und Werten der politischen Ordnung"[7]. Was aber sind die wichtigsten Lebensjahre für die Aneignung eines Grundbestands an gemeinsamen Kenntnissen, Überzeugungen, Werten und Normen, die das politische Denken und Handeln beeinflussen? Wie die Sozialisation überhaupt ist auch die politische Sozialisation ein lebenslanger Prozess. Jedoch sind ohne Zweifel die ersten Jahre der bewussten, kritischen Beschäftigung mit der sozialen und politischen Umgebung, die in der Regel während der Pubertät einsetzen[8], besonders bedeutsam für die politische Prägung. Diese wohl wichtigste Phase der politischen Sozialisation lag bei allen Generalen unserer Gruppe in den Friedensjahren der Regierungszeit Wilhelms II., der so genannten Wilhelminischen Ära. Bei der Entlassung Bismarcks (20. März 1890) war der Älteste (Rundstedt) 14 Jahre alt und die Jüngsten noch nicht geboren. Bei Aus-

der geht Stumpf nicht auf die politisch-soziale Struktur der Generalität ein, so dass sein Generationsbegriff blass bleibt.

4 Grundlegend immer noch Mannheim, Problem; Fogt, Generationen. Gute Zusammenfassung bei Kroener, Generationserfahrungen, S. 223f. Vgl. auch Jaeger, Generationen; Schulz, Individuum; Reulecke (Hrsg.), Generationalität.

5 Vgl. Peukert, Weimarer Republik, S. 25–31, über die vier Generationen verantwortlich Handelnder der Weimarer Republik, zu denen er außerdem noch die „Wilhelminische Generation" der Altersgenossen Wilhelms II. und die „Gründerzeitgeneration" der in den 1870er Jahren Geborenen zählt. Auf die „Kriegsjugendgeneration" der Geburtsjahrgänge nach 1900 konnte sich dann die „kämpfende Verwaltung" des nationalsozialistischen SS- und Polizeiapparats bevorzugt stützen, wie die Studien von Herbert, Best, und Wildt, Generation, zeigen.

6 Neugebauer-Wölk, Wählergenerationen, S. 10–47.

7 Fogt, Generationen, S. 21.

8 Nach ebd., S. 127, liegt die „generationsbildende ‚Prägephase' etwa zwischen dem 16. und 22. Lebensjahr". Fogt geht dabei von einer „Prädominanz der ersten Eindrücke" aus. Allerdings dürfen auch spätere Erfahrungen und Erlebnisse nicht unterschätzt werden, wie im Folgenden noch zu zeigen sein wird.

bruch des Ersten Weltkriegs, als eine in vieler Hinsicht andere Zeit begann, stand der Jüngste (Model) in seinem 24. Lebensjahr. Wenn man die frühen prägenden Jahre der politischen Sozialisation und den unterschiedlichen Charakter der Epochen Bismarcks, Wilhelms II. und des Ersten Weltkriegs zugrunde legt, dann kann man diese Generale als „Wilhelminer" bezeichnen[9].

Die Eigenart der knapp zweieinhalb Jahrzehnte zwischen dem Abgang Bismarcks und dem Beginn des „Großen Krieges", der besondere Geist dieser mit dem Namen Wilhelms II. verbundenen Ära wurde schon von den Zeitgenossen stark empfunden und dann in der Retrospektive immer wieder beschrieben[10]. Die Kennzeichnung dieser Epoche mit den teilweise gegensätzlichen Begriffen Aufbruch, Stillstand, Nervosität, Weltmachtstreben, Sendungsbewusstsein, Fortschrittsglauben und Zukunftsangst ist mehr als nur eine rückblickende Vereinfachung. Sie trifft die von einer nervösen Unruhe getriebene kollektive Stimmung, die zwischen Veränderung und Beharrung hin und her schwankte[11]. Die 25 Personen unserer Gruppe erhielten ihre wesentliche politische Prägung in einer Zeit, die sich von den vorhergehenden eher ruhigen zwei Jahrzehnten nach der Reichsgründung durch ihre zugleich modernere und unsicherere Atmosphäre unterschied. Die vielen Aufbrüche gaben schon eine gewisse Vorahnung der heftigen Umbrüche, die dann den weiteren Verlauf des 20. Jahrhundert bestimmten.

Die Abgrenzung und Charakterisierung der politischen Generation ist mit diesen Bemerkungen allerdings noch sehr allgemein gehalten. Gerade bei dieser kleinen Gruppe von Berufsoffizieren müssen die herkunfts-, schicht- und berufsspezifischen Eigenarten berücksichtigt werden. Daher soll noch ein genaueres, auf das Offizierkorps der Wehrmacht bezogenes Generationsmodell vorgestellt werden. Bernhard R. Kroener unterscheidet in seiner soziographischen Schichtanalyse vier Generationen von Wehrmachtsoffizieren[12]: die Stabsoffiziere des Ersten Weltkriegs (bis etwa Jahrgang 1889), die Frontoffiziere des Ersten Weltkriegs (Jahrgänge 1889–1899), die nicht mehr weltkriegsgedienten Offiziere (1900–1913) sowie die jüngsten Offiziere (1914–1926/27). Nach diesem Modell gehörten nahezu alle[13] Generale unserer Gruppe einer Offiziersgeneration an, die ihre Führerausbildung größtenteils vor dem Ersten Weltkrieg erhielten und von den Wertvorstellungen der „alten Armee" geprägt wurden[14]. Auch Kroeners generationsspezifischer Ansatz ist aber noch zu allgemein. Er bezieht sich auf die gesamte Funktionselite des Offizierkorps, während hier die kleine Positionselite der

[9] Für Doerry, Übergangsmenschen, und auch Peukert, Weimarer Republik, S. 25–31, sind die „Wilhelminer" allerdings eine frühere Generation, nämlich die in den 50er und 60er Jahren geborenen Altergenossen Kaiser Wilhelms II. Hier wird dieser Begriff dagegen nicht für die Generation verwendet, die das „Wilhelminische Zeitalter" prägte, sondern für jene, die von ihm geprägt wurde.

[10] Stellvertretend für die kaum mehr zu überblickende Literatur über die „Wilhelminische Ära" sei hier nur die neuere Einführung von Bruch, Wilhelminismus, genannt.

[11] Zu dieser Stimmung im „Zeitalter der Nervosität" vgl. auch das gleichnamige Buch von Joachim Radkau.

[12] Kroener, Veränderungen; Kroener, Generationserfahrungen.

[13] Und auch die drei nach 1889 Geborenen (Dietl, Model, Paulus) müssen eher zu dieser Gruppe gerechnet werden.

[14] Kroener, Veränderungen, S. 272–274; Kroener, Generationserfahrungen, S. 229f. Für Kroener besaß diese Generation „zumindest eine partielle Immunisierung gegenüber der NS-Ideologie" (ebd., S. 230) und eine größere Distanz zum NS-Regime als die drei späteren Gruppen.

höchsten Generalität an der Ostfront im Mittelpunkt steht. Je kleiner die Gruppe ist, desto stärker muss auf individuelle Erfahrungen und Besonderheiten geachtet werden. Insofern können hier zunächst nur erste Hinweise gegeben werden. Die nicht unproblematische Frage nach der Generation gleicht einem ersten Herantasten an Sozialprofil und Mentalität dieser 25 Generale. Immerhin liefert sie bereits Indizien für die Geschlossenheit der Gruppe. Sowohl nach dem statistischen als auch nach dem allgemeinen politischen wie dem auf die militärische Elite bezogenen Generationsbegriff waren diese Generale Angehörige einer Generation. Dieser Generationszusammenhalt wird die Suche nach gruppenspezifischem Verhalten erleichtern.

Gehen wir weiter, verlassen wir das Alter und die ersten Spekulationen um den Charakter von Generationen und kommen wir zur Herkunft der Generale. Das preußisch-deutsche Offizierkorps war schon von seiner sozialen Struktur her höchst exklusiv[15]. Sehr lange rekrutierte es sich fast ausschließlich aus dem Adel, in Preußen besonders aus dem protestantischen Kleinadel Ostelbiens, dem ominösen „Junkertum". Dieser Vorrang begründete sich nicht allein materiell durch den Zwang der Versorgung der zweiten Söhne, ihm lag immer auch die Herrschaftsideologie zugrunde, dass sich die Monarchie auf einen ihr unbedingt ergebenen und eng verbundenen Stand stützen konnte, der in Abwehr und Konkurrenz zum aufstrebenden liberalen Bürgertum verharrte. Die Dominanz des Adels wurde allerdings im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die ständige Vergrößerung des Heeres und dann durch die Eingliederung der Klein- und Mittelstaaten mit ihren teilweise anderen Traditionen aufgeweicht. Im Kaiserreich entwickelte sich eine „adelig-bürgerliche Amtsaristokratie"[16], die den Staat verwaltete und die Armee führte. Auch wenn in ihr die Standesunterschiede zu verwischen begannen, war diese Führungsschicht der „Staatsdiener" doch durch gleichbleibende Merkmale gekennzeichnet: Herkunft aus Adel und (dann oft nobilitiertem) gehobenem Bürgertum, juristische oder militärische Ausbildung, Korpsgeist, konservative Weltsicht, Treue zur Monarchie. Außenseiter hatten in diesem geschlossenen Gefüge wenig Platz. Das galt für alle, die auch nur ansatzweise in Verdacht gerieten, mit den „Reichsfeinden", den „ultramontanen" Katholiken, den Sozialdemokraten und Demokraten, in Verbindung zu stehen.

Die Exklusivität und Treue des Offizierkorps als elitärster und für den Bestand der Monarchie wichtigster aller Eliten zu bewahren und zugleich den militärpolitischen Erfordernissen des industriellen Massenzeitalters zu genügen, war ein besonderes Problem des kaiserlichen Herrschaftssystems. Wilhelm II., dem man einen gewissen Instinkt für Zeitstimmungen und -strömungen nicht absprechen kann, reagierte darauf in seinem programmatischen Erlass über die Ergänzung des Offizierkorps vom 29. März 1890. Der Kaiser verwies auf die Heeresvermehrung

[15] Zum Folgenden vgl. Demeter, Offizierkorps, S. 1–73; Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 68–84; Messerschmidt, Offizierkorps; Deist, Offizierkorps; Bald, Offizier, S. 38–100; Nipperdey, Geschichte, Bd. 2, S. 201–250, besonders S. 219–223; Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1121–1125. In vielem bereits richtungweisend: Endres, Struktur. Für die Sonderentwicklungen im bayerischen Offizierkorps vgl. Rumschöttel, Offizierkorps. Generell für die deutschen Führungsschichten um 1900 vgl. die Zusammenfassung von Conze, Monarchie. Auf die Offizierkorps der Kaiserlichen Marine, der Reichsmarine und der Luftwaffe kann hier nicht eingegangen werden.

[16] So bereits 1911 Otto Hintze. Zit. nach: Conze, Monarchie, S. 177.

und folgerte daraus, dass es notwendig sei, die für den Offiziersersatz in Frage kommenden gesellschaftlichen Kreise zu erweitern. Nicht allein der „Adel der Geburt", sondern auch der „Adel der Gesinnung" sollte stärker als zuvor dieses Vorrecht erhalten[17]: „Neben den Sprossen der adligen Geschlechter des Landes, neben den Söhnen meiner braven Offiziere und Beamten, die nach alter Tradition die Grundpfeiler des Offizierkorps bilden, erblicke ich die Träger der Zukunft meiner Armee auch in den Söhnen solcher ehrenwerten bürgerlichen Häuser, in denen die *Liebe zu König und Vaterland*, ein warmes Herz für den Soldatenstand und *christliche Gesittung* gepflegt und anerzogen werden."

Die Interpretation eines Berliner Zeitungsjungen – „Janzer Adel abgeschafft. Allens nur noch Seelenadel"[18] – karikierte ungewollt den Spagat zwischen sozialem Wandel und restaurativem Willen in dieser Verfügung. Wilhelm II. suchte die schon länger evidenten Modernisierungstendenzen zu kanalisieren, indem er die soziale Rekrutierung des Offizierkorps liberalisierte und ihr zugleich neue Schranken setzte. Die Offizierslaufbahn wurde nicht generell „dem" Bürgertum geöffnet, sondern nur den „erwünschten Kreisen", die den vom Kaiser sehr eng gezogenen „Adel der Gesinnung" unbedingt gewährleisteten[19]. Zu diesen erwünschten Kreisen innerhalb der Klassengesellschaft des Kaiserreichs gehörten natürlich alle Offiziere, höheren Beamten, Geistlichen, Gutsbesitzer bzw. Gutspächter und jetzt verstärkt auch die besonders „ehrenwerten Bürger" wie Ärzte, Apotheker, Architekten und andere Akademiker. Weniger erwünscht als diese „Bildungsbürger", wenn auch noch akzeptiert war das gehobene Bürgertum, vor allem die „Wirtschaftsbürger", die selbständigen Kaufleute und Unternehmer, sowie – nochmals etwas weniger erwünscht – Journalisten und Künstler[20], da die Vertreter all dieser Berufe von ihren Lebensläufen, ihren Erfahrungen und ihrer Gesinnung heterogener, selbständiger und nicht so stark auf das herrschende System bezogen waren. Als wenig erwünscht galten – jedenfalls in Preußen – Katholiken sowie die Söhne von Unteroffizieren und Subalternbeamten, denen ohnehin meist die Möglichkeiten eines gesellschaftlichen Aufstiegs fehlten. Noch weniger erwünscht waren Bewerber aus „kleinen Verhältnissen" außerhalb des Staatsdienstes (Angestellte, Handwerker, Bauern, Arbeiter). Überhaupt nicht erwünscht waren Angehörige nationaler Minderheiten und Juden[21].

Schon ein erster flüchtiger Blick zeigt, dass die Herkunft der späteren Oberbefehlshaber des Ostheeres genau dieser Vorstellung einer sozial nur begrenzt geöffneten adelig-bürgerlichen Amts- und Militäraristokratie entsprach. Sie entstammten der staatstragenden Schicht aus Geblüt und „Gesinnung", Bürokratie und Militär, Kirche und Bildung. Zudem waren sie mehrheitlich preußisch und ganz

[17] Abgedruckt in: Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 197.
[18] Zit. nach: Nipperdey, Geschichte, Bd. 2, S. 221.
[19] Zu diesem noch bis in die Anfänge der Bundeswehr nachwirkenden Rekrutierungsmodell vgl. besonders Bald, Offizier, S. 43–62.
[20] Zur Einteilung des Bürgertums in Bildungsbürgertum, Wirtschaftsbürgertum und „neuem Mittelstand" (Angestellte und Handwerker) vgl. Nipperdey, Geschichte, Bd. 1, S. 374–395; zur „Klassengesellschaft" ebd., S. 414–427. Vgl. auch das stark differenzierte Schichtmodell von Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 191–233.
[21] Zur Ausgrenzung von Juden vgl. Demeter, Offizierkorps, S. 217–224; Angress, Army; Messerschmidt, Juden.

überwiegend protestantisch. Diese Herkunftsmerkmale müssen nun etwas näher betrachtet werden. Dabei sollen bei Möglichkeit entsprechende Daten für das Offizierkorps um 1904, dem durchschnittlichen Dienstalter (Ernennung zum Leutnant) unserer Gruppe, sowie für die Wehrmachtsgeneralität als Vergleich herangezogen werden.

Zunächst zur regionalen Herkunft[22]. 16 der späteren Generale (64%) kamen aus dem Königreich Preußen, unter ihnen zehn aus dem ostelbischen Altpreußen und sechs aus den neuen preußischen Provinzen, davon einer aus dem Rheinland (Busch), drei aus der Provinz Sachsen (Model, Rundstedt, Strauß) und zwei aus den erst 1866 einverleibten kurhessischen Gebieten (Kleist, dessen Familie allerdings zum preußischen Uradel gehörte, und Paulus). Die übrigen neun Personen (34%) wurden in den nichtpreußischen Bundesstaaten geboren, drei im Königreich Bayern (Dietl, Leeb, Schobert) und je einer in den Königreichen Sachsen (Reinhardt) und Württemberg (Ruoff), den Großherzogtümern Baden (Reichenau) und Hessen (Küchler) sowie dem Herzogtum Anhalt (Weichs). Diese regionale Herkunftsstruktur entsprach genau dem Anteil Preußens am Deutschen Reich, der 1910 bei 65 Prozent der Fläche und bei 62 Prozent der Bevölkerung lag, und damit auch der Kontingentierung des Bundesheeres. Auch dass unter den drei übrigen Königreichen Bayern am stärksten vertreten war, stimmte mit der Größen- und Machtverteilung im Reich überein. Von einem unverhältnismäßigen Übergewicht der Preußen in dieser Gruppe kann keine Rede sein. Auffällig ist allerdings der überproportionale ostdeutsche gegenüber dem schwachen nordwest- und westdeutschen Anteil. Hannoveraner und Oldenburger etwa fehlten ganz, das bevölkerungsstarke, aufstrebende, „moderne" Rheinland war nur durch eine Person repräsentiert. Das letztere Defizit war durchaus charakteristisch für die Offiziersrekrutierung in der Kaiserzeit. Zum einen widersprach der hohe Verstädterungsgrad der Rheinprovinz der traditionellen Bevorzugung des ländlichen und kleinstädtischen Milieus im preußischen Militärsystem, zum anderen war das preußisch-deutsche Offizierkorps ein vor allem protestantisches, so dass die rheinischen Katholiken benachteiligt waren.

Von den 25 Generalen waren 21 (84%) protestantischer und nur vier (16%) katholischer Konfession, neben dem Rheinländer Busch noch die Bayern Leeb und Schobert sowie der aus einer niederbayerisch-kurkölnischen Familie stammende Anhaltiner Weichs. Dies entsprach nicht dem höheren katholischen Anteil an der deutschen Bevölkerung (1910: 36,7%), wohl aber dem geringen am Offizierkorps, der 1907 lediglich bei 16,6 Prozent lag[23]. Diese ungleiche Verteilung wurde in den

[22] Dieser Aspekt wurde in der Militärsoziologie bisher vernachlässigt, so dass genaue Vergleichszahlen fehlen. Eine Ausnahme bildet Preradovich, Herkunft, der allerdings nicht vom Geburtsort oder der Familie ausgeht, sondern von der früheren Zugehörigkeit zu den großen Kontingenten des kaiserlichen Bundesheeres. Danach rekrutierte sich die Heeresgeneralität vom 1. 5. 1944 zu 71,2% aus der preußischen, zu 14,5% aus der bayerischen, zu 5,1% aus der sächsischen und zu 3,4% aus der württembergischen Armee. Dies entsprach etwa den Zahlen für unsere Gruppe. Den Rest bildeten ehemalige Offiziere der k.u.k. Monarchie (5,1%) und der Kaiserlichen Marine (0,5%).

[23] Vgl. Bald, Offizier, S. 74–79, besonders die Tabelle S. 77. Für die Wehrmacht liegen Vergleichsdaten nicht vor, doch war der katholische Anteil im Offizierkorps noch deutlich geringer als der in der Bevölkerung, der nach dem „Anschluss" Österreichs und des Sudetenlands 42,6% erreichte

höchsten Rängen geradezu dramatisch, vor allem in der preußischen Generalität, die von 1871 bis 1914 nur zu fünf Prozent aus Katholiken bestand[24]. Selbst im Königreich Bayern war der Prozentsatz der Protestanten im Offizierkorps etwa doppelt so hoch wie in der Bevölkerung (ca. 40% zu 20%)[25]. Die Katholiken waren in den Führungsschichten des Kaiserreichs grundsätzlich unterrepräsentiert, aber wohl nirgends so stark benachteiligt wie im Offizierkorps. Das hatte seine Ursachen in der Bindung des Militärs an die größtenteils protestantischen Herrscherhäuser, die besonders in Preußen zu einer Bevorzugung von Protestanten führte, aber auch – das Beispiel Bayerns weist darauf hin – in dem während der Kaiserzeit noch deutlich niedrigeren durchschnittlichen Bildungsniveau des katholischen Bevölkerungsteils.

Auf den Rückgang des Adels im Offizierkorps wurde bereits hingewiesen. War der Beruf des Offiziers, der als Nachfolger des Ritters in der Regel beritten war[26], Jahrhunderte lang ganz eine Domäne des Adels und in Preußen besonders des Kleinadels, zwangen die militärischen Entwicklungen des industriellen Zeitalters zu einer Vergrößerung, Professionalisierung und damit „Verbürgerlichung" des Offizierkorps. In Preußen führte dies von 1860 bis 1914 zu einer Halbierung des adeligen Anteils von etwa 65 auf 30 Prozent[27], im traditionell eher bürgerlichen Offizierkorps Bayerns sogar von etwa 30 auf 15 Prozent[28]. Allerdings behielten die adeligen Offiziere in den angesehensten Regimentern, besten Standorten und höheren Positionen nach wie vor ihren Vorrang. In Preußen (und Württemberg) waren 1914 immer noch 70 Prozent der Generale adelig[29], und selbst im Königreich Bayern dominierte bis zuletzt der Adel die Generalität[30]. Diese Adelspyramide in der militärischen Hierarchie blieb auch nach dem Ersten Weltkrieg bestehen. So betrug etwa 1932 der adelige Anteil am Offizierkorps der Reichswehr 23,8 Prozent, an der Generalität aber 52 Prozent. Und auch für die Wehrmacht galt: je höher der Rang, desto größer der Anteil des Adels, allerdings bei ständig abnehmenden Prozentzahlen. 1939 waren noch 34 Prozent der Generale adelig, 1943 bei einem deutlich gesunkenen Anteil von 7,1 Prozent am gesamten Offizierkorps nurmehr 19,8 Prozent. Bei der hier vornehmlich interessierenden höheren Heeresgeneralität von den so genannten Vollgeneralen (General der Infanterie etc.) bis

(17. 5. 1939, bei 51,4% Protestanten, Quelle: Statistisches Jahrbuch). Die protestantische Prägung des Offizierkorps währte bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts.

24 Vgl. Hughes, King's Finest, S. 35.

25 Vgl. Rumschöttel, Offizierkorps, S. 236–238.

26 Vgl. Endres, Struktur.

27 Vgl. Bald, Offizier, S. 85–96; Nipperdey, Geschichte, Bd. 2, S. 220. Die Differenzierung zwischen Uradel, Briefadel und Personaladel wird in der Militärsoziologie allerdings meist vernachlässigt.

28 Rumschöttel, Offizierkorps, S. 62–65; Bald, Offizier, S. 96–98. Auch in Sachsen und Württemberg waren die Offizierkorps „bürgerlicher" als in Preußen (vgl. Fritsch-Seerhausen, Offizierkorps; Fischer, Offizierkorps).

29 Vgl. – auch zu den folgenden Daten – die Tabelle bei Bald, Offizier, S. 90. Nach Hughes, King's Finest, S. 12, lag der Anteil der Bürgerlichen in der preußischen Generalität 1871–1914 bei insgesamt 25,6%, allerdings bei innerhalb dieser Jahrzehnte deutlich steigender Tendenz.

30 Vgl. Rumschöttel, Offizierkorps, S. 69–74. Selbst wenn man die vielen während ihrer Dienstzeit nobilitierten Generale nicht berücksichtigt, bleibt in der höchsten bayerischen Generalität noch ein deutliches Übergewicht des Adels. Vgl. Bald, Offizier, S. 98.

zu den Generalfeldmarschallen waren die Zahlen jeweils günstiger für den Adel, lagen aber insgesamt von 1933 bis 1945 nur noch bei 24 Prozent[31].

Die Zahl der Adeligen in unserer Gruppe ist vor diesem Hintergrund keineswegs ungewöhnlich hoch, auch wenn die Vergleichswerte teilweise überschritten werden. Den neun Adelssöhnen (36%) stehen 16 bürgerlich Geborene (64%) gegenüber. Das entsprach den Relationen zumindest im preußischen Offizierkorps des letzten Jahrzehnts vor dem Ersten Weltkrieg. Wenn man aber die in diesen Jahren noch evidente Bevorzugung des Adels in den höheren Positionen bedenkt, dann war diese Gruppe von ihrer Geburt her eher durchschnittlich privilegiert. In ihr gehörten auch nur fünf dem nochmals bevorzugten Uradel an (Kleist, Manstein, Rundstedt und Stülpnagel dem preußischen, Weichs der kurkölnischen Linie eines niederbayerischen Hauses), während die übrigen vier Adeligen aus dem jüngeren Briefadel kamen (Bock und Falkenhorst dem preußischen, Küchler dem hessischen, Reichenau dem kurpfälzischen). Drei weitere Offiziere erhielten während ihrer Dienstlaufbahn das Adelsprädikat: Kluge 1913 den erblichen preußischen Adel wegen der Verdienste seines Vaters, Leeb 1916 und Schobert 1918 den persönlichen Adel als Träger des bayerischen Militär-Max-Joseph-Ordens. Damit erhöhte sich der Adelsanteil in dieser kleinen Gruppe auf 48 Prozent. Interessant ist, dass zu Beginn des „Unternehmen Barbarossa" im Juni 1941 zehn (62,5%) der 16 Oberbefehlshaber des Ostheeres adelig waren und am Ende des ersten Feldzugjahrs im Juni 1942 nur noch sechs (37,5%). Auch hier lässt sich der Trend zur „Verbürgerlichung" der Generalität erkennen, der sich in der zweiten Kriegshälfte erheblich beschleunigte.

Doch letztlich bleiben dies Zahlenspiele mit geringem Aussagewert. Die Homogenität des Offizierskorps oder einzelner Teile von ihm wurde viel weniger durch die bloße Zugehörigkeit zum Adel als durch andere Faktoren bestimmt. Auf wesentliche Aspekte wie Ausbildung, Waffengattung, Regiment und Standort wird später noch einzugehen sein. Ebenso darf nicht übersehen werden, dass die Verhaltensnormen des ursprünglich ganz adeligen Offizierstandes, also das „adelige Leitbild" einer exklusiven Ehr- und Standesauffassung, auch von den bürgerlichen Offizieren meist übernommen, vertreten und bewahrt wurden[32]. Die „Verbürgerlichung" war ein eher äußerlicher Prozess. Der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum wurde in der neuen „adelig-bürgerlichen Amtsaristokratie" weitgehend aufgelöst. Wichtig allerdings war die Herkunft aus den „erwünschten Kreisen". Adelige mochten bei gleicher Eignung immer noch bessere Chancen haben, doch auch ein begabter bürgerlicher Angehöriger der „erwünschten Kreise" hatte gute Aussichten auf eine Laufbahn bis zum General, während die Herkunft aus den weniger erwünschten oder gar unerwünschten Kreisen schon der Aufnahme in das Offizierkorps und erst recht der Karriere hinderlich sein konnte.

[31] Nach Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 276–284, waren insgesamt 20,3% der Heeresgeneralität adelig (dagegen 13,1% der Luftwaffengeneralität und 10% der Marineadmiralität), etwa 24% der höheren Generale, 21% der Generalleutnants und 18% der Generalmajore. Vgl. auch Preradovich, Herkunft, S. 79: Noch am 1. 5. 1944 gehörten fast zwei Drittel der Generalfeldmarschalle dem Adel an.

[32] Vgl. Bald, Offizier, S. 86–89. Auch darauf wird später zurückzukommen sein.

Die soziale Herkunft richtete sich vor allem nach dem Beruf des Vaters[33]. Die Väter von 23 der 25 Generale und damit 92 Prozent gehörten zu den „erwünschten Kreisen" der Offiziere, höheren Beamten, Gutsbesitzer und Akademiker. Lediglich jeweils einer übte einen Beruf der weniger erwünschten Kreise der Kaufleute und Unternehmer bzw. der wenig erwünschten Kreise der Subalternbeamten aus: Der Vater Hans-Georg Reinhardts war Bankier und Friedrich Paulus kam als Sohn eines Verwaltungsinspektors aus kleinen Buchhalterverhältnissen. Nebenbei sei darauf hingewiesen, dass diese beiden Generale zu Beginn des Ostfeldzugs noch nicht zum erlesenen Kreis der Oberbefehlshaber gehörten, was wieder ein Indiz für eine gewisse Verjüngung, Verbürgerlichung und Modernisierung der höchsten Truppenführung im ersten Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges ist.

Der hohe Anteil der Herkunft aus den „erwünschten Kreisen" lag noch deutlich über den Vergleichswerten der Zeit. 1905 kamen 76 Prozent des preußischen Offiziersnachwuchses aus diesen Kreisen[34], während die Rekrutierung in den Königreichen Bayern, Sachsen und Württemberg etwas liberaler und sozial offener war[35]. Allerdings gab es auch bei der sozialen Herkunft einen der beschriebenen Adelspyramide vergleichbaren Aufbau: je höher die Position, desto exklusiver das soziale Profil. Die preußische Generalität von 1871 bis 1914 rekrutierte sich zu 96 Prozent aus den „erwünschten Kreisen", und selbst bei den im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg (1904–1914) ernannten Generalmajoren waren es noch 91 Prozent[36]. Das kaiserliche Rekrutierungsmodell wurde schließlich im kleinen Offizierkorps der Reichswehr konserviert, die soziale Exklusivität sogar noch verstärkt. Erst in der Wehrmacht wurden die konservativen Prinzipien der militärischen Personalpolitik aufgeweicht. Die schnelle Aufrüstung brachte viele Seiteneinsteiger und Reaktivierte in das Offizierkorps und führte zu einer stärkeren sozialen Mischung. Dieser Wandel der Sozialstruktur betraf aber vor allem die jüngeren Offiziere, während er sich in der Generalität in so kurzer Zeit noch nicht durchsetzen konnte – trotz der vom NS-Regime geförderten Veränderungen in der zweiten Kriegshälfte. Die Heeresgeneralität der Wehrmacht kam insgesamt immer noch zu 68,2 Prozent, die höhere Generalität der Vollgenerale, Generalobersten und Generalfeldmarschalle sogar zu 72,4 Prozent aus den „erwünschten Kreisen"[37]. Der deutlich größere Anteil in unserer Gruppe „älterer" Generale verweist dennoch eher auf die sozial noch homogenere Generalität des Kaiserreichs und der Reichswehr.

Sehen wir uns die Schichtung der sozialen Herkunft etwas genauer an. Auch in den „erwünschten Kreisen" gab es Abstufungen. Besonders die preußische Monarchie bevorzugte traditionell die – ursprünglich fast ganz adeligen – Offiziers-

[33] Vgl. zum Folgenden die in Anm. 14 genannte Literatur.

[34] Vgl. die Tabelle bei Bald, Offizier, S. 45. Die weiteren Zahlen: 16% Selbständige/Kaufleute, 4% Subalternbeamte, 4% Sonstige. Diese Werte blieben bis zum Ersten Weltkrieg in etwa konstant.

[35] So entstammten 1913 nur 64,3% der bayerischen Fahnenjunker den erwünschten Kreisen, dagegen 18,2% den Selbständigen und Kaufleuten, 13,6% den Subalternbeamten und 3,9% sonstigen Berufsgruppen. Vgl. ebd., S. 64, nach Rumschöttel, Offizierkorps, S. 82–91.

[36] Vgl. Hughes, King's Finest, S. 42.

[37] Errechnet aus der Tabelle bei Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 235–241. Die ebenfalls auf diesen Daten beruhende Berechnung von Bald, Offizier, S. 60, ist missverständlich, da sie die Subalternbeamten einbezieht und die freiberuflichen Akademiker (Ärzte etc.) ausklammert.

und Gutsbesitzerfamilien. Diese Tradition wirkte noch bis an das Ende des Kaiserreichs und darüber hinaus nach. In der Gunst der militärischen Personalpolitik folgten nach dieser hochfavorisierten Schicht die Familien der Höheren Beamten und – wieder mit einem gewissen Abstand – der freiberuflichen Akademiker. Unter den Vätern der Oberbefehlshaber finden sich allein 15 Berufsoffiziere (60%): nicht weniger als sieben Generale, nämlich fünf Königlich preußische Generalleutnants (Guderian, Kluge, Manstein[38], Reichenau, Stülpnagel) und zwei Königlich preußische Generalmajore (Bock, Rundstedt), dazu ein Großherzoglich hessischer Oberst und Hofmarschall (Küchler), ein Königlich preußischer Major (Falkenhorst), zwei Königlich bayerische Majore (Leeb, Schobert), ein Königlich preußischer Rittmeister und Oberstallmeister des Herzogs von Anhalt (Weichs) sowie zwei Königlich preußische Militärärzte (Hoepner[39], Hoth) und ein Königlich preußischer Direktor (Oberleutnant) eines Militärwaisenhauses (Busch).

Dieser hohe Grad der Selbstrekrutierung ist ungewöhnlich. Lediglich das kleine, besonders elitäre Offizierkorps der Reichswehr konnte sich bei seiner Nachwuchsauswahl eine ähnliche Quote leisten (1930: 54%)[40]. Der preußische Offiziersnachwuchs kam 1904 dagegen zu 34,3 Prozent aus Offiziersfamilien[41], in Bayern waren es 1913 sogar nur noch 5,2 Prozent[42], in der Wehrmacht dann etwa 30 Prozent[43]. Selbst bei den im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg neuernannten preußischen Generalen erreichte der Anteil der Offizierssöhne „nur" 40 Prozent[44], in der Heeresgeneralität der Wehrmacht 27 Prozent (höhere Heeresgenerale: 33,5%)[45]. Auffällig ist auch die große Zahl von sieben Generalssöhnen (28%), die weit über den Vergleichswerten der preußischen Generalität von 1871 bis 1914 (14,7%) sowie der Heeresgeneralität (10%) und höheren Generalität (14,5%) der Wehrmacht liegt. Diese Selbstrekrutierung, die die soziale Abgeschlossenheit verstärkte, zeigt die traditionelle und konservative Ausrichtung unserer Gruppe. Allerdings bestand ein deutlicher Unterschied zwischen den 16 Oberbefehlshabern zu Beginn des „Unternehmen Barbarossa", unter denen 14 Offizierssöhne waren (87,5%), und denjenigen nach der Winterkrise vor Moskau, die nur noch zu 43,75 Prozent (7 von 16) aus dieser Schicht kamen.

Außer den Offizierssöhnen gehörten auch die Söhne der beiden Domänenpächter (Ruoff, Strauß) den besonders erwünschten Kreisen an. Zu berücksichtigen ist außerdem, dass auch einige der Offiziersfamilien Güter besaßen, etwa die Elternhäuser Guderians und Kluges. Unter den erwünschten Väterberufen der Höheren Beamten und Akademiker dominierten von der Zahl her die drei Lehrer, darunter zwei Gymnasialdirektoren (Kleist, Schmidt) und ein Seminaroberlehrer (Model), vor jeweils einem Richter (Lindemann), höheren Finanzbeamten (Dietl) und Pfarrer (Heinrici). Der Vater Walter Models war dabei der einzige Aufsteiger

38 Rang des Adoptivvaters, Georg v. Manstein, Der leibliche Vater Mansteins, Eduard v. Lewinski, war sogar General der Artillerie.
39 Der Vater Hoepners quittierte dann seinen Dienst und machte sich als Arzt selbständig.
40 Vgl. Bald, Offizier, S. 71–74.
41 Vgl. ebd., S. 72.
42 Vgl. Rumschöttel, Offizierkorps, S. 88.
43 Angaben für 1939 und 1944 bei Bald, Offizier, S. 72.
44 Vgl. Hughes, King's Finest, S. 42.
45 Nach Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 235–241.

vom mittleren (Volksschullehrer) zum höheren Beamtenstand (Oberlehrer) und zum angesehenen Rang eines Königlich preußischen Musikdirektors[46]. Insgesamt sind die zivilen Väterberufe in dieser Gruppe deutlich unter-, die militärischen deutlich überrepräsentiert. Interessant ist jedoch, dass die zu Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges überwältigende Dominanz der Herkunft aus Offiziersfamilien in der Gruppe der Oberbefehlshaber bereits sieben Monate später gebrochen war.

Welche Aussagekraft haben diese verwirrend vielen Zahlen und Quoten, mit denen der Leser auf den letzten Seiten konfrontiert wurde? Eins wird allein schon durch die alters- und sozialstatistischen Angaben deutlich: Die Gruppe der Oberbefehlshaber im ersten Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges war eine tief in der Wilhelminischen Kaiserzeit verwurzelte Elite, die nach allen genannten Kriterien das kaiserliche Offizierkorps und in ihm eher den oberen, zu höheren Positionen berufenen Teil repräsentierte. Auch wenn sie in diesen zwölf Monaten nach und nach jünger, „bürgerlicher" und sozial heterogener wurde, so blieb doch insgesamt das traditionelle, ja reaktionäre Sozialprofil dieser Gruppe gewahrt. In der „Übergangselite"[47] der Wehrmachtsgeneralität verkörperte sie das konservative Prinzip der Personalauslese gegenüber der Tendenz zum sozialen Umbruch im nationalsozialistischen Deutschland (und dann im Nachkriegsdeutschland). Ihre im Kontext der NS-Diktatur überdurchschnittliche soziale Geschlossenheit, in der besonders der ungewöhnlich hohe Anteil der Offizierssöhne bemerkenswert war, hatte rückwärtsgewandten, kaum mehr zeitgemäßen Charakter. Das führt zu einer grundlegenden Frage dieser Studie, der Frage nach der Resistenz gegenüber der Kehrseite der „Modernität" des NS-Regimes, der Auflösung alter zivilisatorischer Werte. Das konservative Sozialprofil verweist auf eine konservative Prägung, auf bestimmte Erziehungs- und Bildungsmuster der Kaiserzeit.

b. Bildung

Im März 1909 kam es zwischen dem Generalinspekteur des preußischen Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, General v. Pfuel, und dem Chef des Militärkabinetts, General v. Lyncker, zu einem sehr aufschlussreichen Briefwechsel. Pfuel, ein hochgebildeter Offizier und promovierter Jurist, beklagte den „großen Übelstand in der Vorbildung unseres Offizierersatzes", von dem „ja leider" nicht das Abitur und auch nicht immer die Primareife verlangt werde. Auch französische Beobachter hätten bereits die schlechte Allgemeinbildung der preußischen Offiziersanwärter und Leutnants registriert[48]. Dieser pessimistischen Einschätzung konnte Lyncker, eine der wichtigsten Personen in der Entourage Wilhelms II., kaum widersprechen, doch zeigte seine Antwort, dass man in der Schaltstelle der militärischen Personalpolitik der Bildung nicht diesen hohen Stellenwert zuer-

[46] Vgl. Leppa, Model, S. 7–11. Dieser Aufstieg vollzog sich bereits vor der Aufnahme seines Sohnes in die preußische Armee.
[47] Stumpf, Wehrmacht-Elite, S. 192.
[48] Pfuel an Lyncker, Berlin 8. 3. 1909, in: Demeter, Offizierkorps, S. 269.

kennen wollte[49]: „Gewiß ist es erwünscht, daß unser Offizierersatz möglichst gute Schulkenntnisse erwirbt; wir müssen aber mit den Verhältnissen rechnen und uns damit abfinden, daß man, solange eine erhebliche Zahl unserer Leutnantsstellen unbesetzt ist, nicht die Anforderungen erhöhen kann. Für ein großes Unglück halte ich dies auch nicht, wenn es uns nur nicht an Charakteren fehlt."

Die Betonung des „Charakters" gegenüber der Bildung entsprach den Vorstellungen des Kaisers, der am 29. März 1890 den „Adel der Gesinnung" als unbedingte Voraussetzung der offiziersfähigen Kreise genannt und mit den Tugenden „*Liebe zu König und Vaterland*, ein warmes Herz für den Soldatenstand und *christliche Gesittung*" genauer bestimmt hatte[50]. Außerdem forderte er von den Kommandeuren, „Charaktere zu erwecken und großzuziehen" sowie „die Selbstverleugnung bei ihren Offizieren zu heben". Der „Charakter", im militärischen Bereich vor allem verbunden mit den Begriffen Ehre, Pflicht, Treue und Gehorsam, und die „Gesinnung" – monarchisch, patriotisch, militärisch, christlich – wurden in der Militärpolitik unter Wilhelm II. als wichtiger angesehen als eine umfassende Bildung. Damit setzte sich in diesen Jahren der seit der preußischen Reformzeit schwelende Konflikt zwischen dem konservativen Ideal der „Charaktererziehung" und dem bürgerlich-liberalen Ideal der neuhumanistischen Bildung fort[51]. Allerdings sollte die Überhöhung und einseitige Ausrichtung von „Charakter" und „Gesinnung" nicht zu negativ beurteilt werden[52]. Die Armee war das Machtinstrument des monarchischen Staates, der daher ein begründetes Interesse an der Zuverlässigkeit des Offizierkorps haben musste. Auch war das Verständnis von „Charakter" vor allem auf die Bewährung im Krieg ausgelegt[53] und keineswegs so eng gefasst, wie man vermuten könnte. Selbst Wilhelm II. wollte sich nicht auf Schlagworte wie Ehre und Pflicht beschränken, sondern nannte später „feste[n] Wille[n], Tatendrang, Mut der Verantwortung, Selbstvertrauen, Besonnenheit, Phantasie, Menschenkenntnis, Selbstverleugnung und noch manche mehr" als wesentliche Eigenschaften der (höheren) Offiziere[54].

Die genannten Forderungen an den Offiziersersatz verwiesen zunächst auf die Erziehung und Bildung in Elternhaus und Schule[55]. Dass die „richtigen" Anlagen

[49] Lyncker an Pfuel, Berlin 24. 3. 1909, ebd., S. 270.

[50] Erlass Wilhelms II., 29. 3. 1890, in: Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 197.

[51] Zu diesem besonders in Preußen ausgeprägten „ständigen Antagonismus zwischen Willenserziehung und Verstandesbildung" vgl. Demeter, Offizierkorps, S. 74–115; Zabel, Kadettenkorps, passim; Bald, Offizier, S. 101–111; Schmitz, Jugenderziehung, S. 134–137 und passim. Vgl. bereits Goeldel, Charaktererziehung, S. 78f.: „War das politische Glaubensbekenntnis des Liberalismus, daß der frei und voll entwickelte Mensch der höchste Wert für den Staat sei, so stand dagegen der Glaube und das Bekenntnis des Preußentums, daß Gehorsam und Pflicht, Freiheit und Ehre, Wachsamkeit und Festigkeit, Edelmut, Vaterlandsliebe, Gottvertrauen, Glaube, Treue und Todesmut die Grundwerte sind, die unser Volk groß gemacht haben."

[52] Vgl. etwa die sehr zugespitzte und stark auf das NS-Regime und die Kontinuitätsfrage bezogene Darstellung von Bald, Offizier, S. 101–111.

[53] Demeter, Offizierkorps, S. 116–119, sieht im soldatischen Ehrgefühl vor allem einen „Gegenreflex" zur Überwindung der Existenzangst im Gefecht und die damit zusammenhängende „Verlagerung des ideellen Schwerpunktes aus dem Zentrum der Persönlichkeit auf die Umgebung" (ebd., S. 119).

[54] Befehl Wilhelms II., 2. 1. 1912, zit. nach: Bald, Offizier, S. 106.

[55] Unter Erziehung wird hier die planmäßige Formung des Menschen, unter Bildung sowohl der Prozess der Aufnahme und Entwicklung von Kenntnissen, Fähigkeiten, Werten und Normen als auch deren Produkt verstanden. Erziehung und Bildung sind Teilbereiche der Sozialisation und

von „Charakter" und „Gesinnung" vor allem in den „erwünschten Kreisen" vermutet wurden, war naheliegend. Allein schon die Herkunft aus Adel und konservativem Bürgertum schien eine geeignete Vorprägung zu gewährleisten. Über die Erziehung in den Elternhäusern unserer Gruppe ist wenig bekannt, doch kann man davon ausgehen, dass sie viele gemeinsame Züge aufwies. Eine monarchische und nationale Haltung wird von vornherein ebenso selbstverständlich gewesen sein wie der christliche Glauben und die Sympathie mit der Armee, die nach den Einheitskriegen im höchsten Ansehen stand. Die Familien gehörten ganz überwiegend den „höheren Ständen" an, die mit dem Staat eng verbunden waren und von seinem Erhalt profitierten. Und auch der einzige Vertreter der „kleinen Leute", der Vater des späteren Feldmarschalls Paulus, war als preußischer Beamter alles andere als verdächtig, in Opposition zum System zu stehen und entsprechend auf seinen Sohn einzuwirken. Besonders die Offiziere unter den Vätern, die in unserer Gruppe mehr als die Hälfte ausmachen, werden ein ausgeprägtes Standesbewusstsein vermittelt haben, das Bewusstsein, als „erster Stand" eine besondere Verantwortung für den monarchischen Staat zu tragen und dafür eine besondere Stellung beanspruchen zu können. „Der Geist des Hauses meiner Adoptiveltern war durch ihr Christentum und durch die Ehrauffassung des preußischen Offiziers bestimmt", schrieb Erich v. Manstein im Rückblick über seine Erziehung[56]. Die erwünschte „Gesinnung" wurde den preußischen Offizierskindern bereits in die Wiege gelegt. Auch in den Familien der bayerischen oder hessischen Offiziere wird dies nicht grundsätzlich anders gewesen sein, zumal gerade im Militärberufsstand der Stolz über das, was man 1870/71 gemeinsam erreicht hatte, die partikularen Interessen und Stimmungen verdrängte.

Gewiss aber gab es neben diesem auf Autorität, Loyalität und Glauben beruhenden Grundkonsens der elterlichen Erziehung auch einige Unterschiede. Das Milieu und die damit verbundenen Einflüsse waren trotz der weitgehenden sozialen Homogenität nicht immer identisch. Die konfessionellen Gegensätze werden dabei vermutlich weniger ins Gewicht gefallen sein als die regionalen Unterschiede. In den west- und süddeutschen Gebieten war die politische und gesellschaftliche Atmosphäre in der Regel etwas ziviler und liberaler als im ostelbischen „Altpreußen". Allerdings darf man das weder überbewerten noch verallgemeinern. Der Berliner Erich Hoepner wird schon als Kind ganz anderen, „moderneren" Eindrücken ausgesetzt gewesen sein als der Rosenheimer Eduard Dietl. Überhaupt ist der unterschiedliche Charakter und Urbanisierungsgrad der Orte, in denen die späteren Generale aufgewachsen und zur Schule gegangen sind, interessanter als die Klischees über die „Liberalität" des Nordens oder Südens, Westens oder Ostens. Das Statistische Jahrbuch unterschied im Kaiserreich zwischen ländlichen Gemeinden (bis 2000 Einwohner), Landstädten (2000 bis 5000 Einwohner), Kleinstädten (5000 bis 20000 Einwohner), Mittelstädten (20000 bis

lebenslange Vorgänge. In diesem Kapitel stehen das Kindes- und Jugendalter im Mittelpunkt, also die primäre Sozialisation (in der Familie) und die sekundäre Sozialisation (in der Schule etc.), während die tertiäre Sozialisation (im Beruf) in den folgenden Kapiteln behandelt wird. Zur Historischen Sozialforschung vgl. Gestrich, Vergesellschaftungen.

[56] Manstein, Soldatenleben, S. 15.

100000 Einwohner) und Großstädten (über 100000 Einwohner)[57]. Dies bietet einen Anhalt für die Orte der wichtigsten Kinder- und Jugendjahre, wobei allerdings die Kadettenjahre ausgenommen werden müssen, da die militärischen Erziehungsanstalten wieder ein Milieu für sich bildeten.

Das Land spielte in der Kindheit und Jugend der Generale keine oder nur eine untergeordnete Rolle, so dass der alte Gegensatz Stadt/Land keine Bedeutung erhielt. Lediglich Richard Ruoff und Adolf Strauß wuchsen auf den Landgütern ihrer Väter auf und gingen in der Stadt nur zur Schule[58]. Die übrigen waren bis zum Eintritt in die Armee bzw. in die Kadettenanstalt Städter. Diese Gruppe stand viel mehr auf städtisch-bürgerlichem als auf ländlich-feudalem Boden. Auch dies war ein Symptom für den Wandel im Offizierkorps, das sich früher überwiegend auf den Landadel stützte, nun aber mehr und mehr auf die gebildeten Schichten der Städte, in denen auch die meisten höheren Schulen waren, zurückgreifen musste. Dies entsprach der rasanten Urbanisierung im Kaiserreich. Während 1871 nur knapp ein Viertel (23,7%) der deutschen Bevölkerung in Klein-, Mittel- und Großstädten lebte, war es 1910 fast die Hälfte (48,8%)[59]. In der Armee setzte sich diese Tendenz allerdings langsamer durch. Vor dem Ersten Weltkrieg kamen trotz der allgemeinen Wehrpflicht noch die überwältigende Mehrheit der Unteroffiziere und zwei Drittel (1911: 64%) der Rekruten aus der ländlichen Gesellschaft[60]. Auch wenn dieses Ungleichgewicht nicht allein auf eine gezielte Rekrutierungspolitik zurückzuführen war[61], spiegelten sich in ihm doch die Wünsche und Ängste der militärischen Führung. Der Städter galt anders als der Landbewohner nur dann als wirklich zuverlässig, wenn er aus den „erwünschten Kreisen" stammte. Das kaiserliche Modell der „erwünschten Kreise" sollte nicht zuletzt auch die vermeintlichen Risiken der zunehmenden Verstädterung des Offiziersnachwuchses mindern.

Die ganz überwiegende Mehrheit unserer Gruppe verbrachte ihre Kinder- und Jugendzeit im städtischen Milieu, verteilte sich dabei aber auf alle Größen von der wenige tausend Seelen zählenden Kleinstadt Aurich bis zur Millionenstadt Berlin. Busch (Steele), Dietl (Rosenheim), Heinrici (Gumbinnen), Hoth (Demmin), Kleist (Leer, Aurich) und Leeb (Passau) waren nach den Begriffen der Zeit Kleinstädter, Falkenhorst (Liegnitz), Guderian (Colmar), Küchler (Darmstadt), Model (Erfurt, Naumburg) und Reinhardt (Bautzen) Mittelstädter, Bock (Wiesbaden, Berlin-Charlottenburg[62]), Rundstedt (Mainz, Frankfurt a.M.) und Weichs (Dessau, München) erst Mittel-, dann Großstädter, Hoepner (Berlin-Charlottenburg), Lindemann (Hannover), Manstein (Straßburg), Paulus (Kassel), Reichenau (Berlin, Karlsruhe, Düsseldorf) und Stülpnagel (Frankfurt a.M.) Großstädter[63].

[57] Vgl. etwa das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1907, S. 5.
[58] In den Mittelstädten Tübingen und Heilbronn (Ruoff) bzw. Bernburg (Strauß).
[59] Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 512.
[60] Vgl. ebd., S. 1123 f.
[61] Ebd. werden der durchschnittlich höhere Tauglichkeitsgrad der Landbevölkerung sowie die besseren Möglichkeiten und die größere Bereitschaft der Stadtbevölkerung, sich vom Wehrdienst befreien zu lassen, übersehen.
[62] Charlottenburg war zwar bis 1920 eine selbständige (Groß-)Stadt, gehörte aber zur Berliner Stadtlandschaft und besaß den Charakter eines Berliner Stadtbezirks.
[63] Für Kluge, Schmidt und Schobert konnten die Wohnorte dieser Jahre nicht ermittelt werden.

Das Leben in der Stadt war in der Regel – und mit der Größe des Orts steigend – fortschrittlicher, freier und bürgerlicher als auf dem Land und bot der persönlichen Entwicklung mehr Möglichkeiten und Anreize. Dass die beiden Generale, die sich später gegen Hitler wandten und nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet wurden, Hoepner und Stülpnagel, in Großstädten aufgewachsen sind, muss nicht unbedingt, könnte aber vielleicht mehr als ein Zufall sein.

Allerdings darf man dem Begriff „Stadt" keine falsche Bedeutung geben. Von den genannten Städten waren allein Berlin, Düsseldorf, Frankfurt a.M., Hannover, München und vielleicht noch Kassel schnell wachsende Industriestädte moderner Prägung mit sozialer und kultureller Vielfalt und Spannung. Die meisten Kleinstädte und auch viele Mittelstädte besaßen im ausgehenden 19. Jahrhundert noch fast ländlichen, vorindustriellen Charakter. Gotthard Heinrici zeichnete später ein Bild von seiner Heimatstadt Gumbinnen und ihren Einflüssen, das wohl für die frühen Lebensstationen des größten Teils unserer Gruppe symptomatisch war[64]: „Stadt und Landkreis Gumbinnen waren damals konservativ und monarchisch gesinnt. Unsere Eltern und Lehrer hatten bewusst die große Zeit der Reichsgründung erlebt. Ihre und unsere Erziehung fußte auf den Grundlagen der Vaterlandsliebe und Treue zum angestammten Herrscherhaus. Der Charakter Gumbinnens als Beamten- und Soldatenstadt förderte solch eine Einstellung. [...] Es gab noch keine tiefgreifenden innerpolitischen Gegensätze, wie wir sie später kennen gelernt haben, es gab auch noch keine Presse und Agitatoren, die ihren Hauptberuf darin sahen, solche Gegensätze immer neu zu schüren. Dem aufkommenden Sozialismus entzog das Fehlen von Fabriken [...] den Nährboden, die patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande ließen ihn dort schon gar nicht Fuß fassen. Dazu war die Bevölkerung noch ziemlich kirchentreu."

Die meisten genannten Orte waren wie Gumbinnen Beamten-, Verwaltungs- und Garnisonsstädte. Auch hier wirkte sich die große Zahl der Offiziere und Beamten unter den Vätern aus. Bei den Versetzungen nach Aurich, Colmar, Demmin, Mainz, Passau oder wohin auch immer mögen sich das Lokalkolorit und die Landschaft geändert haben; das gesellschaftliche Ambiente dieser als Etappenorte der bürokratischen und militärischen Karrieren typischen Klein- und Mittelstädte war stets annähernd gleich. Überdies blieben die Familien der „erwünschten Kreise", zumal der preußischen, vorwiegend „unter sich", sowohl im Privatleben als auch in Schule und Beruf. Bei den klaren Schicht- und Klassengrenzen des Kaiserreichs war die soziale Zugehörigkeit wichtiger als die Größe oder der Lebensrhythmus des Wohnorts.

Über die Einflüsse des Elternhauses und der heimatlichen Umgebung, also über das, was der Soziologe als primäre Sozialisation bezeichnet, können nur allgemeine Überlegungen angestellt werden. Für die Erziehung und Bildung mindestens ebenso wichtig und etwas genauer zu beschreiben ist die Prägung durch die Schule, also die besonders in den Jahren des Erwachsenwerdens so wichtige sekundäre Sozialisation. Sehen wir uns zunächst wieder die Zahlen und Fakten an. Der Verstädterung und sozialen Abgeschlossenheit der Personen unserer Gruppe, aber auch ihr späterer Aufstieg in die höchsten militärischen Ränge entsprach der

[64] Erinnerungen Heinricis an seine Schulzeit, 1960, in: BA-MA, N 265/24, Bl. 26f.

recht hohe schulische Bildungsgrad. Mit Ausnahme von Bayern, wo seit 1872 das Abitur vorausgesetzt wurde[65], genügte in den deutschen Armeen für den Offiziersberuf die Primareife; in Preußen wurde selbst davon häufig abgesehen[66]. Dennoch gewann das Abitur zunehmend an Bedeutung. Während 1890 nur 35 Prozent der Fahnenjunker in Preußen, Sachsen und Württemberg das Reifezeugnis vorweisen konnten, waren es 1900 bereits 44 und 1912 sogar 65,1 Prozent[67]. Der Anteil in unserer Gruppe war noch deutlich höher, denn 20 der 25 Generale (80%) legten das Abitur ab. Lediglich Bock, Busch, Kluge, Rundstedt und Strauß besaßen „nur" die Primareife, brachten aber als Kadetten andere gute Voraussetzungen mit. Selbst wenn man die vier bayerischen Offiziere nicht mitrechnet, ist die Quote der Abiturienten mit 76,2 Prozent (16 von 21) noch überdurchschnittlich.

Die Primareife oder das Abitur konnten nach dem Besuch eines Humanistischen Gymnasiums, eines Realgymnasiums, einer Oberrealschule (seit 1882) und einer Kadettenanstalt oder aber nach Privatunterricht durch eine staatliche Prüfung erlangt werden. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein, als noch der Landadel das preußische Offizierkorps dominierte, bestand die Schulbildung der meisten Offiziersanwärter aus dem Unterricht in den Kadettenanstalten oder durch Privatlehrer im Elternhaus. Selbst von den zwischen 1904 und 1914 in den Generalsrang aufgestiegenen preußischen Offizieren waren noch knapp die Hälfte frühere Kadetten, und weitere 37 Prozent hatten Privatunterricht erhalten, während nur etwas mehr als 10 Prozent auf eine Gymnasialbildung verweisen konnten[68]. Erst mit der zunehmenden Verbürgerlichung und Verstädterung des Offizierkorps setzte sich die Absolvierung eines Gymnasiums als häufigster Bildungsweg durch. Um 1900 kam nur noch ein Viertel der Fahnenjunker aus dem Kadettenkorps, und bei den übrigen überwog nun der Besuch eines Humanistischen Gymnasiums, der Schule der „erwünschten Kreise"[69]. Allerdings besaßen die Kadetten immer noch etwas bessere Karriereaussichten als die Absolventen bürgerlicher Anstalten. Auch in dieser Hinsicht nimmt unsere Gruppe eine Stellung zwischen Beharrung und Fortschritt ein. Mit 15 Abiturienten Humanistischer Gymnasien und 10 Kadetten ist der Anteil letzterer überrepräsentiert, wenn ihre Zahl auch im Verlauf des ersten Jahres des Ostfeldzugs deutlich abnahm[70]. Doch auch die Kadetten unter ihnen hatten vor Eintritt in das Kadettenhaus überwiegend Humanistische Gymnasien besucht, so dass die bürgerliche Schulbildung ein Übergewicht besaß, wie es in früheren Offiziersgenerationen noch nicht denkbar gewesen wäre.

Wie „bürgerlich-liberal" war aber das Humanistische Gymnasium im ausgehenden 19. Jahrhundert? Das am Vorbild eines überhöhten „Griechentum" orien-

[65] Vgl. Rumschöttel, Offizierkorps, S. 41–61.
[66] Dazu und zu Folgendem vgl. vor allem Demeter, Offizierkorps, S. 74–115; Bald, Offizier, S. 111–113.
[67] Vgl. Demeter, Offizierkorps, S. 95.
[68] Vgl. Hughes, King's Finest, S. 63.
[69] Vgl. die Zahlen in den Tabellen bei Demeter, Offizierkorps, S. 95 (für Preußen, Sachsen, Württemberg), und Schmitz, Jugenderziehung, S. 158 (für das preußische Kadettenkorps).
[70] Am 22. 6. 1941 waren unter den Oberbefehlshabern neun ehemalige Kadetten, am 31. 1. 1942 nur noch fünf.

tierte neuhumanistische Ideal des gebildeten, selbstbestimmten und freien Menschen war im Kaiserreich weitgehend zur Formel erstarrt und besaß kaum mehr politische Brisanz[71]. Das Humanistische Gymnasium hatte sich vor allem zur elitären und konservativen Schule der höheren Beamten und Akademiker entwickelt, zur „Staatsschule" der politisch-sozialen Führungsschicht. Es war der Schultyp der erwünschten, der staatstragenden Kreise. So wundert es nicht, dass das Humanistische Gymnasium auch in unserer Gruppe die neben der Kadettenanstalt allein vertretene höhere Schule war. Die Exklusivität dieser Schule bekam systemerhaltende Bedeutung und wurde trotz aller Ansätze einer gewissen sozialen Öffnung bis zum Ende des Kaiserreichs bewahrt. Viele Gymnasien hatten eigene Vorschulen, die den Söhnen der gehobenen Schichten den Besuch der egalitären Volksschule ersparen sollten. Die wenigsten unserer Generale mussten vor dem Eintritt ins Gymnasium die Schulbank mit den Söhnen kleiner Angestellter, Handwerker oder gar Arbeiter drücken, bekannt ist es nur von Busch, Dietl, Leeb und Paulus[72].

Trotz seiner Bedeutung für die herrschende Ordnung war aber das Humanistische Gymnasium in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts alles andere als unangefochten. Die wachsende Konkurrenz des griechischlosen Realgymnasiums und der ganz auf die alten Sprachen verzichtenden Oberrealschule führte zu einem regelrechten „Schulkrieg" zwischen dem Ideal der klassischen Bildung und der Forderung nach besseren naturwissenschaftlich-mathematischen und neusprachlichen Kenntnissen. Auch wenn die eine Seite „konservativ", die andere „modern" argumentierte, ging diese schulpolitische Auseinandersetzung doch über alle politischen Gräben hinweg. Kaiser Wilhelm II. etwa stellte sich auf die Seite der Modernisierer und setzte sich für eine Stärkung der Oberrealschulen ein. Der jahrzehntelange Streit endete 1900 vorläufig mit einer maßvollen Reform des Humanistischen Gymnasiums und der formalen Gleichberechtigung des Abiturs an Realgymnasien und Oberrealschulen. Dennoch blieb das Humanistische Gymnasium die Schule mit dem größten Renommee. Die anderen höheren Schulen boten zwar einen moderneren und realitätsbezogeneren Lehrplan, galten aber auch als Hort der aufstrebenden, jedoch weniger etablierten „modernen" bürgerlichen Kreise, der Kaufleute und Unternehmer, der Naturwissenschaftler, Techniker und Ingenieure.

Die Stellung des Humanistischen Gymnasiums als Verteidigerin der Tradition gegen die Moderne besaß auch einen politischen Aspekt. Sie stützte die konservative bürokratische und akademische Klientel gegen fortschrittlich-liberale Kräfte des Bürgertums und erst recht gegen alle „Reichsfeinde". Besonders im Wilhelminischen Deutschland verstärkten sich die autoritären und nationalistischen Züge. An der Loyalität gegenüber Kaiser und Reich gab es ohnehin keinen Zweifel. Die Schüler trugen uniforme Jacken und Mützen, die Disziplin war in der Regel streng, Sedantage und Kaisergeburtstage wurden mit Pathos gefeiert. Die Roman-

[71] Zur Entwicklung der höheren Schulen im Kaiserreich vgl. das Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 4, S. 228–278 und passim; Kraul, Gymnasium, S. 85–126; Nipperdey, Geschichte, Bd. 1, S. 547–561.

[72] Dagegen wurden 16 auf Vorschulen oder im Elternhaus auf die Gymnasialzeit vorbereitet, bei den übrigen konnte es nicht ermittelt werden.

figur des schneidigen Oberlehrers war mehr als ein Klischee und immer häufiger vertreten. Wie der Unterricht und die Prägung auf dem Gymnasium im einzelnen war, lässt sich kaum mehr rekonstruieren, und zweifellos gab es einige, auch regional begründete Unterschiede, herrschte im ostpreußischen Grenzland ein anderer Ton als in der süddeutschen Provinz. Doch in der konservativen Prägung erst durch das Elternhaus, dann durch die Schule wird es keine gravierenden Unterschiede gegeben haben[73]. Der Besuch eines Humanistischen Gymnasiums festigte in der Regel die „Gesinnung" und damit die geforderte ideelle Tauglichkeit für den staatstragenden und exklusiven Beruf des Offiziers.

Und dennoch gab es auch eine andere Seite der humanistischen Gymnasialbildung. Das Humanistische Gymnasium hatte in seiner Rückständigkeit auch etwas altmodisch Ziviles und Wertkonservatives, was nicht mehr recht in die Zeit passen wollte und immer weniger gefragt war. Scheinbar „nutzloses" Allgemeinwissen und Intellektualität standen im gewissen Gegensatz zur technisch-industriellen Aufbruchstimmung der Wilhelminischen Zeit, in der Spezialistentum zunehmend mehr geschätzt wurde als die von ihren Gegnern als „unnütze Grübelei" diffamierte klassische Bildung. Es war bezeichnend, dass Wilhelm II. das Humanistische Gymnasium nicht mochte, seine Weltfremdheit kritisierte und ihm die Erziehung von charakterfesten Patrioten nicht recht zutrauen wollte. Auch die Betonung von „Charakter" und „Gesinnung" gegenüber der Bildung wies in diese Richtung. Sich die neun Schuljahre von der Sexta bis zur Prima ganz überwiegend mit den alten Sprachen, mit Literatur und Geschichte beschäftigen zu müssen, hatte tatsächlich etwas Einseitiges, Lebensfremdes und war außerdem oft mit pedantischer Paukerei verbunden. Doch konnte dadurch der geistige Horizont erweitert, ein differenzierteres Weltbild, ja ein gewisses Gegenbild zur immer enger spezialisierten Berufswelt der Moderne vermittelt werden. Die hehren Ideale waren nicht immer und bei jedem Lehrer nur noch leere Hülsen. Einige Oberbefehlshaber des Ostheeres galten als umfassend gebildet. Hoepner und Stülpnagel waren im Abitur die Jahrgangsbesten ihrer sehr angesehenen Gymnasien und beeindruckten später mit ihrem Wissen – ebenso, wie das offenbar auch Leeb, Model, Schmidt, Reichenau und Weichs aufgrund ihrer vorzüglichen Gymnasialbildung und ihrer Interessen konnten. Man sollte dies nicht überbewerten oder idealisieren, doch immerhin ist es bemerkenswert, dass einige dieser Generale schon von ihrer Bildung her mehr waren als einseitige Soldaten. Der Traditions- und Zivilisationsbruch im deutsch-sowjetischen Krieg erscheint vor diesem Hintergrund in noch grellerem Licht.

Die Kadettenanstalt nahm anders als das Humanistische Gymnasium eine Zwitterstellung zwischen schulischer Bildung und beruflicher Ausbildung ein. Keine zweite Bildungseinrichtung der neueren deutschen Geschichte ist so oft beschrieben, so legendenumwoben und so umstritten wie das Kadettenhaus. Manchen erscheint das Kadettenkorps geradezu als Nukleus des preußisch-deutschen Militarismus. Der Militärberufsstand konnte hier an Kindern und Jugendlichen

[73] Vgl. auch Rumschöttel, Offizierkorps, S. 61, für Bayern: „Inhalt und Gehalt der Gymnasialbildung stimmten überein mit jener Ideologie, die das Offizierkorps vertrat, die höhere Schule erfüllte eine gesellschaftliche und politische Funktion, die die Offiziere mit ihrer konservativen Gesinnung und ihren reaktionären Zielen nur gutheißen konnten."

exemplarisch erproben und vorführen, welche Bildung, aber auch welchen „Charakter" und welche „Gesinnung" er für seinen Nachwuchs als ideal ansah. Auch wenn mit den zehn Kadetten Bock, Busch, Falkenhorst, Guderian, Hoth, Kluge, Manstein, Rundstedt, Schobert und Strauß nur der kleinere Teil der Oberbefehlshaber von 1941/42 die Kadettenanstalt durchlief, lohnt es sich doch, diese besondere Institution etwas genauer zu beschreiben, da man an ihr sehr viel über die Erziehung und Mentalität des Offiziers erfahren kann.

War der erwähnte „Schulkrieg" auch eine Auseinandersetzung zwischen der traditionellen „gebildet gelehrten und beamteten Welt" und der modernen „technisch-naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Welt"[74], so musste die Position des Militärs und seines eigenen Erziehungs- und Bildungswesens in dieser Debatte recht schwierig sein. Einerseits rekrutierte sich das Offizierkorps überwiegend aus den Schichten, die der klassischen Bildung besonders verbunden waren, andererseits erforderte die zunehmende Technisierung und Professionalisierung des Kriegshandwerks eher eine „realistische" Schulbildung. Der besseren militärisch relevanten Vorbildung auf der Oberrealschule und dem Realgymnasium stand die soziale Homogenität des politisch als zuverlässiger eingestuften Gymnasiums gegenüber. Auch die hohe Bewertung von „Charakter" und „Gesinnung" bot keinen Ausweg aus diesem Dilemma. Das preußische Kriegsministerium machte sich in der schulpolitischen Diskussion für eine Reform des Humanistischen Gymnasiums und des Realgymnasiums stark[75]. Es entsprach dem militärischen Interesse, die Erweiterung des Unterrichts in den modernen Sprachen, in Deutsch, den Naturwissenschaften und Mathematik sowie des Turnunterrichts zu Lasten der alten Sprachen zu fordern. Außerdem sollte im Geschichtsunterricht mehr als bisher die „vaterländische Gesinnung" gestärkt werden. Die Militärs standen im Schulkrieg auf der Seite der „Modernisierer", die auf den Schulkonferenzen von 1890 und 1900 nicht alle, aber einige wesentliche ihrer Reformvorschläge durchsetzen konnten.

In der Kadettenerziehung musste das Militär Farbe bekennen. Die preußischen Kadettenanstalten, die bis auf den Bayern Schobert alle Kadetten unserer Gruppe besuchten, richteten sich seit 1882 nach dem Lehrplan der Realgymnasien und boten eine Schullaufbahn von der Sexta bis zur Obertertia in den Voranstalten, von der Untersekunda bis mindestens zur Obersekunda, auf Wunsch und bei Eignung sogar bis zur Oberprima und zum Abitur in der Hauptkadettenanstalt. Der Unterricht wies gegenüber dem Realgymnasium einige Ausnahmeregelungen auf. Er war stärker auf die militärischen Bedürfnisse bezogen und immer etwas „moderner", mit weniger Latein- und mehr Mathematik-, Französisch- und Englischstunden, auch mit mehr „Körperertüchtigung". Seit 1902 konnte an einigen Voranstalten Russisch als dritte Fremdsprache gelernt werden. Dass der Lehrplan des Kadettenkorps den Humanistischen Gymnasien deutlich und den Realgymnasien einen Schritt voraus war, steigerte in den Jahrzehnten des Schulkriegs sein Ansehen. Die Kadettenanstalt galt plötzlich als fortschrittliche Bildungseinrichtung,

[74] Nipperdey, Geschichte, Bd. 1, S. 550.
[75] Vgl. Messerschmidt, Militär und Schule; Schmitz, Jugenderziehung, S. 78–127.

geradezu als „nationale Musterschule“[76], in der sich das Festhalten am politisch-gesellschaftlichen System mit den Anforderungen der modernen Welt vereinbaren ließ.

Trotz der Lehrplannähe zum Realgymnasium war die Kadettenanstalt nicht mit der zivilen Schule zu vergleichen[77]. Die Kadettenhäuser – die acht Voranstalten und eine Hauptanstalt des preußischen Kadettenkorps sowie die sächsische Kadettenanstalt in Dresden und die bayerische in München – waren militärisch geführte, straff organisierte Internatsschulen, auf denen Kinder und Jugendliche nach strengen Regeln und weitgehend abgeschottet von der Außenwelt die für den Offiziersnachwuchs als ideal angesehene Erziehung und Schulbildung erhalten sollten. Die Kadettenanstalt wurde mit guten Gründen als „totale Institution“ beschrieben, deren Normen sich der Zögling vollständig unterwerfen musste, wenn er nicht ausgesondert werden wollte[78]. Ziel war neben der „realistischen“ Bildung und Ausbildung, die vormittags durch Schulunterricht, nachmittags durch Militärdienst vermittelt wurde, vor allem die „Charaktererziehung“, die man mit den Begriffen „Ehre“, „Pflicht“ und „Gehorsam“ verknüpfte. Dies war im Interesse des Kaisers der „besondere Zweck“ des militärischen Erziehungssystems, das eine der Monarchie unbedingt ergebene und einsatzbereite militärische Elite heranbilden sollte. Die Ideale waren aber nicht so eng gefasst, wie es in rückschauender Betrachtung erscheinen mag. Die Hausordnungen der Kadettenanstalten wollten den „charakterfesten, pflichttreuen, ehrliebenden und sittenreinen Jüngling“, forderten aber auch, dass er sich „offen und wahr“ zeigen sollte, denn die Lüge bekunde „einen Mangel an persönlichem Mut“[79]. Das militärische Gehorsamssystem war alles andere als eindimensional und verlangte gerade vom Offizier neben der Unterordnung immer auch Verantwortung und „Wahrhaftigkeit“.

Die Erziehung war in der Regel hart, besonders in den Voranstalten. Selbst die wohlmeinendsten literarischen Zeugnisse vermitteln noch den Schock, der den 10- bis 12-jährigen Kindern[80] nach dem Übertritt aus dem wohlbehüteten Elternhaus in die raue Welt des Kadettenkorps widerfuhr. Ernst v. Salomon lässt in seinem autobiographischen Roman „Die Kadetten“ einen Offizier zu den neu aufgenommenen Kadetten sprechen[81]: „Sie sind hier, um Sterben zu lernen. Alles, was Sie bisher erlebten, sahen und begriffen, haben Sie zu vergessen. [...] Sie haben

[76] Schmitz, Jugenderziehung, S. 102.

[77] Vgl. auch die Schlussrede Wilhelms II. auf der Schulkonferenz von 1890, zit. nach ebd., S. 100: „Meine Herren, das Kadettenkorps ist etwas ganz Eigenartiges, es hat einen besonderen Zweck, es existiert für sich, steht direkt unter Mir und berührt uns hier gar nicht.“

[78] So vor allem von Zabel, Kadettenkorps, nach der Definition von Erving Goffman, für den „totale Institutionen“ die „Treibhäuser“ sind, „in denen unsere Gesellschaft versucht, den Charakter von Menschen zu verändern. Jede dieser Anstalten ist ein natürliches Experiment, welches beweist, was mit dem Ich des Menschen angestellt werden kann.“ Goffman, Asyle, S. 23. Ebenfalls sehr kritisch gegenüber der Kadettenerziehung Ostertag, Bildung, S. 101–136. Vgl. dagegen die sehr differenzierte Darstellung von Schmitz, Jugenderziehung, S. 127–164. Zum Folgenden auch Driftmann, Grundzüge, S. 52–61; Moncure, Forging the King's Sword.

[79] Hausordnung der Voranstalt Wahlstatt, 1914, zit. nach: Schmitz, Jugenderziehung, S. 137.

[80] Das Kadettenkorps nahm auch 10-jährige Sextaner auf, häufig erfolgte der Eintritt aber – wie bei allen Kadetten unserer Gruppe – erst in der Quinta oder Quarta.

[81] Salomon, Kadetten, S. 34. Zur Thematisierung der Kadettenerziehung in der deutschen Literatur vgl. Gersdorff, Bild.

von nun an keinen freien Willen mehr; denn Sie haben gehorchen zu lernen, um später befehlen zu können." Wie die zehn Kadetten unter den späteren Oberbefehlshabern diese durch Reglementierung, Disziplinierung und Aufgabe der Individualität geprägte Sozialisation erlebten, kann man nicht genau sagen. Doch gerade die ersten Monate und Jahre werden nicht frei von Ängsten und Leiden sehr junger Menschen in einer zunächst fremden und unfreundlichen Umgebung gewesen sein, zumal die meisten von ihnen vor dem Eintritt in das Kadettenkorps noch ein, zwei Jahre das Humanistische Gymnasium besucht hatten. Selbst Erich v. Manstein, der nach eigenem Bekunden gern an seine Kadettenzeit zurückdachte, musste die „harte Erziehung" und „strenge Zucht" einräumen, die „in gewissem Sinne einseitig auf den künftigen Soldatenberuf der Zöglinge zugeschnitten" gewesen sei[82]. Auch Heinz Guderian beschrieb später, wie schwer es für ihn war, „so früh das Elternhaus verlassen zu müssen, für das auch das Kadettenkorps keinen vollwertigen Ersatz zu bieten vermochte. Unsere Jugend verlief dadurch unter dem Zwang einer manchmal harten, bis zu einem gewissen Grade einseitig militärischen Schulung."[83]

Allerdings bot die Kadettenerziehung auch einige Vorteile, die ihre Härte und Einseitigkeit besser ertragen ließen. Da war vor allem das Sozialprestige, das in der Wilhelminischen Zeit ständig wuchs. Das hohe Ansehen des Militärischen im Allgemeinen und des Offiziers im Besonderen bezog sich auch auf den Kadetten, der schon als Kind „des Königs Rock" – die Uniformen waren denen der Gardeinfanterie angepasst – tragen durfte und den militärischen Nachwuchs repräsentierte. Die besondere kaiserliche Gunst und Förderung hob das Selbstbewusstsein und führte um die Jahrhundertwende zu einer immer besseren Ausstattung der Anstalten. Der elitäre Charakter resultierte außerdem aus den vergleichsweise besseren Aussichten auf eine glänzende Offizierslaufbahn und der noch geschlosseneren Herkunft aus den „erwünschten Kreisen", besonders aus Offiziersfamilien, für die das Kadettenhaus ursprünglich geschaffen war[84]. Unter den zehn Kadetten unserer Gruppe waren allein acht Offizierssöhne. Auch die Einseitigkeit der Erziehung, der Vorrang von Körperertüchtigung und „Charaktererziehung" gegenüber der Bildung, wurde von vielen bald als Vorteil empfunden. „Was uns im Korps jedenfalls anerzogen wurde", resümierte Manstein, „waren ausgeprägtes Ehrgefühl, Gehorsam, auch wenn die Pflichten lästig sein mochten, Härte gegen sich selbst, vor allem Überwindung der Furcht durch Stolz oder Pflichtgefühl, und eine unverbrüchliche Kameradschaft"[85]. Vom zivilen Pennäler sah man sich durch eine tiefe Kluft getrennt. Auch die oft beschriebenen Schindereien durch

[82] Manstein, Soldatenleben, S. 20, 22. Vgl. ebd.: „Mancher der kleinen Kerlchen in Uniform mag sich nach der Mutter gebangt haben und wie bei jeder Internatserziehung fiel der Einfluß des Familienlebens weg."

[83] Spätere Aufzeichnung Guderians, zit. nach: Bradley, Guderian, S. 21. Vgl. dagegen die positivere Bewertung in Guderian, Erinnerungen, S. 11.

[84] Vgl. auch Manstein, Soldatenleben, S. 22: „Da die Kadetten fast ausschließlich den gleichen Kreisen – den Offiziers- und Beamtenfamilien – entstammten oder vom Lande kamen, da fast alle den Soldatenberuf ergreifen wollten, hatten sie naturgemäß die gleichen Anschauungen, weitgehend übereinstimmende Interessen und gleiche Erziehungsgrundlagen. Es entwickelte sich ein starker Korpsgeist, der sicherlich die Gefahr der Einseitigkeit in sich trägt, den aber jede Armee braucht."

[85] Ebd., S. 22. Vgl. auch ebd.: „In jedem Falle war die Erziehung in körperlicher Hinsicht gesund, weit besser und moderner als auf den zivilen Schulen."

die Vorgesetzten, die Quälereien durch die Kameraden und die eigenartigen Männlichkeitsrituale schienen einem höheren Zweck, dem angestrebten Offiziersberuf, zu dienen. Und schon dem jungen Kadetten wurde nach und nach Befehlsgewalt und Verantwortung übertragen, besonders nachdem er zum Kadetten-Gefreiten oder gar zum Kadetten-Unteroffizier aufgestiegen war. Die „Zerstörung des alten Ichs und die Stärkung des neuen Ichs" führten bei gelungener Einordnung in das Korps zu einem neuen Selbstwertgefühl[86]. Oder, mit den Worten Mansteins[87]: „Wir haben uns trotz der Härte der Erziehung nicht als ‚Sklaven' gefühlt. Im Gegenteil, wir wurden zu ‚Herren' – in gutem Sinne – erzogen."

Neben dem Selbstwertgefühl wurde auch der persönliche Freiraum der Kadetten mit der Zeit größer. Während die Jahre in den Voranstalten – 1900 waren es acht: Cöslin, Bensberg, Karlsruhe, Naumburg, Oranienstein, Plön, Potsdam und Wahlstatt – entbehrungsreich und isoliert waren[88], erreichten die preußischen Zöglinge mit dem Übertritt auf die Hauptkadettenanstalt Lichterfelde bei Berlin eine höhere Stufe des Kadettendaseins. Sie hatten die harte Grundausbildung überstanden, waren als 15-jährige Untersekundaner keine Kinder mehr und kamen nun auf eine wesentlich größere Anstalt von ganz anderem Glanz und Gepräge[89]. Nicht die Provinz wie bei den meisten Voranstalten, sondern die Metropole Berlin lag vor den Toren der Kadettenanstalt. Die nun großzügiger ausgelegte Sonntagsfreizeit erhielt einen neuen Stellenwert und konnte zum Ausgang in die Großstadt genutzt werden. Die hier stationierten Garderegimenter erhöhten die militärische Ausstrahlung Berlins. Vor allem aber faszinierte die Nähe zum König und Kaiser, dem Chef und Förderer des Kadettenkorps, der immer wieder reges Interesse an „seinen" Kadetten zeigte und dadurch ihre Treue stärkte. Die Kadetten durften jedes Jahr die Parade an „Kaisers Geburtstag" anführen, und die adeligen Primaner und Selektaner der Hauptkadettenanstalt wurden im Winter als Leib- oder Hofpagen auf den großen Hoffestlichkeiten verwendet, ein glänzender, von Manstein in seinen Lebenserinnerungen anschaulich beschriebener Kontrast zum Dienst in Lichterfelde[90].

Der Weg durch die Hauptkadettenanstalt konnte zwei, drei oder vier Jahre dauern. Nachdem der Kadett die Unter- und Obersekunda durchlaufen hatte, musste er die Fähnrichsprüfung bestehen und konnte dann als Fähnrich in die Armee eintreten. Bei hervorragenden Führungszeugnissen und guten Prüfungsnoten wurde er in die Selekta aufgenommen, eine einjährige Sonderklasse, nach deren Bewältigung man sofort als Leutnant einem Regiment überwiesen werden konnte. Die

[86] Schmitz, Jugenderziehung, S. 132. Vgl. ebd., S. 133: „Verbindlich für alle war also das Akzeptieren der übergeordneten Idee, doch innerhalb der einzelnen Gruppen und Untergruppen war der Einzelne unter- und übergeordnet zugleich; erfuhr er Einschränkungen seines individuellen Daseins durch das Gehorsamsprinzip, zugleich aber Aufwertungen seines Selbstwertgefühls durch seine Befehlsgewalt und durch die Zugehörigkeit zu einem sich als exklusive Gemeinschaft verstehenden ‚sozialen Kreis'."

[87] Manstein, Soldatenleben, S. 23.

[88] Busch und Strauß besuchten (zu unterschiedlichen Zeiten) die Bensberger, Bock und Hoth (ebenfalls nicht gemeinsam) die Potsdamer, Falkenhorst die Wahlstatter, Guderian die Karlsruher, Manstein die Plöner und Rundstedt die Oraniensteiner Voranstalt. Bei Kluge konnte die Anstalt nicht ermittelt werden, Schobert gehörte dem bayerischen Kadettenkorps in München an.

[89] 1914 waren von den 2650 Zöglingen des Kadettenkorps 1020 auf der Hauptkadettenanstalt.

[90] Vgl. Manstein, Soldatenleben, S. 23–34.

Selektaner galten als die Spitzenklasse des militärischen Nachwuchses, als „Hauptstütze militärischer Gesinnung und militärischer Tüchtigkeit“[91], und besaßen die besten Karriereaussichten. Doch auch die Akzeptanz des Kadetten-Abiturs stieg mit der Zeit. Bei guten schulischen Leistungen bot sich die Möglichkeit, nach der Fähnrichsprüfung die Unter- und Oberprima zu besuchen, das dem Abitur auf einem Realgymnasium gleichwertige Kadetten-Abitur zu machen und anschließend als Portepee-Fähnrich zu einem Regiment zu gehen. Diesen Weg schlug lange Zeit nur eine kleine Zahl ein. Von den 246 Kadetten, die 1902 auf die Regimenter verteilt wurden, waren 145 Obersekundaner, 67 Selektaner, aber nur 34 Abiturienten[92]. Erst kurz vor dem Weltkrieg sank die Quote derjenigen, die bereits nach der Fähnrichsprüfung abgingen, auf 43 Prozent und stieg die der Abiturienten auf 31 Prozent[93].

In unserer Gruppe waren die Verhältnisse umgekehrt als um 1900 üblich. Den zwei Abgängern nach der Obersekunda (Rundstedt, Strauß) und drei Selektanern (Bock, Busch, Kluge) stehen die fünf Kadetten-Abiturienten (Falkenhorst, Guderian, Hoth, Manstein, Schobert) gegenüber. Dies ist ein Indiz dafür, dass die Abiturienten zunehmend bessere Chancen auf den Aufstieg in höchste Positionen besaßen als die Obersekundaner und auch den Selektanern gegenüber nicht unbedingt benachteiligt waren. Der Gegensatz zwischen dem militärischen und dem schulischen Teil der Kadettenerziehung wurde allmählich zu Gunsten des letzteren entschieden. Während der Schulunterricht bis zur Obersekunda meist schlecht war und auch in der Selekta das Schwergewicht auf der militärischen Ausbildung lag, profitierte der Kadetten-Abiturient vom besseren, nun ausschließlich von Zivillehrern erteilten Unterricht in der Prima, der sich durchaus mit dem Niveau bürgerlicher Gymnasien messen konnte. Eine gute Schulbildung eröffnete dem Offizier gute Aussichten, nicht wie so viele als Kompaniechef an der „Majorsecke“ hängenzubleiben, sondern in diesem immer stärker spezialisierten Beruf in höheren und anspruchvolleren Dienststellungen Verwendung zu finden.

An der „Charaktererziehung“ und Gesinnung der Kadetten, gleichgültig ob Obersekundaner, Selektaner oder Abiturienten, konnte ohnehin kein Zweifel bestehen. Hermann Hoth gab Jahrzehnte später ein ehrliches Bekenntnis seiner Sicht auf die Vor- und Nachteile dieser Prägung im preußischen Kadettenkorps[94]: „Die Erziehung als Kadett wurde entscheidend für meine ganze innere Entwicklung. Ich habe hier in 8-jähriger Gemeinschafts-Erziehung eine glühende Liebe zum Soldatenberuf in mich aufgenommen, nicht durch Soldatenspielerei, sondern durch das Beispiel meiner militärischen Erzieher u. einen vorzüglichen Unterricht, der auf geschichtlichem Bewusstsein ruhte. Gewiss haben diese Jahre, die unter dem Zwange standen, mich sehr früh u. sehr eng in eine Gemeinschaft ein-

[91] So ein zeitgenössisches Urteil, zit. nach: Schmitz, Jugenderziehung, S. 157.
[92] Vgl. die Tabelle ebd., S. 158.
[93] Zahlen für 1912 ebd.
[94] Aufzeichnung Hoths für das amerikanische „Advisory Committee on Clemency for War Criminals“, Landsberg 1950, in: BA-MA, N 503/86. Zur politischen Ausrichtung dieser Erziehung vgl. auch die Notizen Hoths „Stellungnahme zum Nationalsozialismus“, kurz nach 1945, in: BA-MA, N 503/72: „Kadettenkorps. Königstreue selbstverst[ändlich]. Kaisertum erfüllt alle Wünsche. Sozialdem[okratie] Feind.“

ordnen zu müssen, in mir das Gefühl für Disziplin, Gehorsam, Zurückstellung eigener Wünsche u. Ansichten besonders stark gefördert. Eine gewisse Überschätzung des Autoritätsglaubens, die in diesen Jahren ihren Ursprung hat, habe ich nicht mehr ganz verloren."

Auch die Absolventen Humanistischer Gymmasien galten in ihrer Gesinnung als zuverlässig, besonders wenn sie den „erwünschten Kreisen" entstammten. Das homogene Sozialprofil unserer Gruppe gewährleistete ein zumindest ähnliches Erziehungs- und Bildungsprofil. Allerdings besaßen nur die Kadetten bereits vor Beginn der eigentlichen Ausbildung zum Offizier die gewünschte Standesauffassung sowie jahrelange Erfahrungen im militärischen Dienst und in der Führung von Menschen. Diese militärische Vorbildung fehlte jenen Offiziersanwärtern, die erst mit der Primareife oder dem Abitur in die militärische Welt eintraten. Sie hatten gegenüber den Kadetten einen erheblichen Nachholbedarf, der durch die Offiziersausbildung gedeckt werden musste. Die weitere Formung des Charakters in die von der Kadettenerziehung vorgegebene Richtung war neben der fachlichen Schulung eine wesentliche Forderung an die beruflichen Lehrjahre des Offiziers.

c. Beruf

Die berufliche Sozialisation des Offiziers erhielt durch die Abgeschlossenheit und das Sonderbewusstsein der militärischen Elite eine wohl noch größere Bedeutung als die Sozialisationsetappen in Familie und Schule. Sie setzte bei den Kadetten bereits im Kindesalter ein, während die Absolventen bürgerlicher Schulen erst mit dem Eintritt in „ihr" Regiment die Schwelle zur militärischen Berufswelt überschritten. Bereits die Aufnahme in die Armee war ein Verfahren, das für die dem Kaiserreich immanente Spannung zwischen Tradition und Fortschritt, zwischen „archaischen" adelig-feudalen und „modernen" bürgerlich-professionellen Elementen charakteristisch war. Eine möglichst durch das Abitur nachgewiesene gute schulische Bildung war zwar erwünscht, reichte aber allein nicht aus und war auch nicht immer erforderlich. Die Bewerbung ging nicht an eine Kommission, die nach streng fachlichen Kriterien über die Tauglichkeit zum Offiziersberuf entschied, sondern an den Kommandeur eines Regiments. Dieser ältere Offizier im Rang eines Oberst entschied allein über die Aufnahme des Bewerbers. Erst dann war mit der Fähnrichsprüfung, von der Abiturienten befreit waren, ein gewisser Bildungsnachweis zu erbringen[95]. Mit anderen Worten: Die Herkunfts- und Gesinnungsprüfung durch den Regimentskommandeur stand vor der Bildungsprüfung.

Dieses System sollte die gleichbleibende Rekrutierung aus den „erwünschten Kreisen" gewährleisten, öffnete aber zugleich der Willkür und dem Einfluss persönlicher Beziehungen Tür und Tor. Neben der Geburt wurde zunehmend auch das Geld zu einem wichtigen Auswahlkriterium, denn das Offiziersleben war – besonders bei der Kavallerie – kostspielig und das Gehalt in den ersten Jahren

[95] Vgl. Driftmann, Grundzüge, S. 46–52; Ostertag, Bildung, S. 90–98. Für Bayern: Rumschöttel, Offizierkorps, S. 97–101.

niedrig[96]. Sich mittellos und ohne glänzende Referenzen bei einem Garderegiment zu bewerben, war ein fast aussichtsloses Unterfangen. Wer aus bescheidenen Verhältnissen kam und keine Beziehungen besaß, versuchte es besser bei einem weniger angesehenen Regiment an einem eher unbeliebten Standort; dort war die Bewerberzahl auch entsprechend kleiner. Es gab deutliche Abstufungen der Waffengattungen, der Regimenter und der Standorte[97]. Hier wirkte vor allem das ritterliche Ideal des Kriegers zu Pferde und die Verbindung zum „Lehnsherrn", dem Fürsten, nach. Die Kavallerie genoss geradezu legendären Nimbus, doch auch die Infanterie und mit der Zeit sogar die einst „bürgerliche" Feldartillerie wurden allgemein akzeptiert. Dagegen galten alle technischen Waffengattungen, bei denen nicht einmal die Offiziere beritten waren, die Fußartillerie (d.h. die Festungsartillerie), die Pioniere und andere „Hilfstruppen" (Train, Telegraphie, Eisenbahner etc.), als wenig vornehm. Das Ansehen der Regimenter wurde durch das Alter, die Tradition, den Ruhm und die Nähe zum Herrscherhaus bestimmt. Die begehrtesten Standorte waren Berlin und Potsdam sowie in den übrigen Bundesstaaten die jeweiligen Residenzstädte, während eine abgelegene Provinz- oder Grenzstadt – „weit von jeder fürstlichen Huld entfernt"[98] – natürlich viel weniger attraktiv war. In dieser Wertskala rangierte ein Garde-Kavallerieregiment in Berlin oder Potsdam, dessen Offizierkorps fast ganz adelig war und sich höchstens einen bürgerlichen „Kompromißschulzen" leistete[99], ganz oben, ein Pionier-Bataillon in Glogau oder Neiße, in das sich kaum ein adeliger Offizier verirrte, ganz unten.

Der durchschnittlich sehr guten sozialen Herkunft und Vorbildung unserer Gruppe entsprach die Verteilung auf die Regimenter. Die meisten, nämlich 17, gingen zur Infanterie, während fünf die Feldartillerie (Kleist, Kluge, Küchler, Leeb, Reichenau) und drei die Kavallerie (Hoepner, Lindemann, Weichs) wählten. Später wechselte Kleist von der Artillerie zur Kavallerie. Waffengattungen von geringerem Ansehen sucht man vergeblich, was für die Aufstiegschancen ihrer Offiziere symptomatisch war. 19 Offiziersanwärter traten in die preußische, vier in die bayerische (Dietl, Leeb, Schobert, Weichs) sowie je einer in die sächsische (Reinhardt) und die württembergische Armee (Ruoff) ein. Das war ein fast genaues Spiegelbild des Reichsheeres, das vor dem Ersten Weltkrieg aus 19 preußischen, drei bayerischen, zwei sächsischen und einem württembergischen, also ebenfalls aus 25 Armeekorps bestand. Die preußische Armee enthielt auch Kontingente der kleineren Bundesstaaten. So gehörten Küchler und Stülpnagel Großherzoglich hessischen Regimentern an, und Paulus, der sich erst vergeblich um die Aufnahme in die Kaiserliche Marine beworben hatte, diente in einem Großherzoglich badischen Regiment.

Die Regimenter und Standorte unserer Generale waren überdurchschnittlich gut. Die Spitze bildeten Manstein (3. Garde-Regiment zu Fuß), Bock (5. Garde-Regiment zu Fuß) und Reichenau (1. Garde-Feldartillerie-Regiment), die alle in

[96] Vgl. Endres, Struktur, S. 300f.; Rumschöttel, Offizierkorps, S. 111–128; Ostertag, Alltag, S. 1075–1077. Meist konnte erst der Hauptmann ohne zusätzliche Unterstützung von seinem Gehalt leben.
[97] Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von Endres, Struktur, besonders S. 287–296. Für Bayern vgl. Rumschöttel, Offizierkorps, S. 65–69.
[98] Endres, Struktur, S. 295.
[99] Ebd.

Berlin stationiert waren. Aber auch das Königlich preußische Grenadier-Regiment Nr. 7 „König Wilhelm I." („Königsgrenadiere") in Liegnitz (Falkenhorst), das Feldartillerie-Regiment Nr. 3 „General-Feldzeugmeister" in Brandenburg (Kleist), das früher zur hannoverschen Garde zählende Königlich preußische Jäger-Bataillon Nr. 10 in Goslar (Guderian), das Königlich bayerische 1. Infanterie-Regiment „König" in München (Schobert), das Königlich bayerische 2. Schwere Reiter-Regiment in Landshut (Weichs), das (1. Großherzoglich hessische) Leibgarde-Infanterie-Regiment Nr. 115 in Darmstadt (Stülpnagel) und das (1. Großherzoglich hessische) Feldartillerie-Regiment Nr. 25 ebenfalls in Darmstadt (Küchler) waren erstklassige, traditionsreiche Regimenter. Es ist kein Zufall, dass bis auf Kleist – der aber einer berühmten Soldatenfamilie entstammte – alle diese Offiziersanwärter die Söhne von – teilweise hochrangigen – Berufsoffizieren waren. Familienbeziehungen und Protegierungen spielten eine große Rolle, und mancher Offizierssohn kam in ein Regiment, in dem auch sein Vater diente oder gedient hatte. Guderian erlebte seinen Vater sogar als Bataillonskommandeur. Doch auch bei den bisher nicht Genannten überwogen die guten Regimenter und Standorte. Lediglich die erst in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts aufgestellten, also noch nicht kriegserprobten und daher traditionslosen Regimenter von Ruoff (10. Württembergisches Infanterie-Regiment Nr. 180 in Tübingen) und Strauß (2. Unter-Elsässisches Infanterie-Regiment Nr. 137 in Hagenau) fielen aus diesem Rahmen.

Der Ruf des Regiments war die Visitenkarte des Offiziers. Die Dichte der Traditionspflege und Zahl der Traditionsliteratur sind wichtige Indikatoren für den hohen Stellenwert dieser militärischen Institution[100]. Daher kam es entscheidender Bedeutung zu, in welches Regiment der junge Offiziersanwärter aufgenommen wurde. Bei den Kadetten beteiligte sich der Kaiser persönlich an dieser weichenstellenden Entscheidung[101]. Je angesehener Einheit, Ort und Waffe waren, desto bessere Aussichten auf nützliche Bekanntschaften und eine gute Karriere besaß man. Das erste Regiment blieb für den Offizier ein Leben lang „sein" Regiment, das als Beziehungsgeflecht einer studentischen Verbindung ähnlich war. Wie die „alten Herren" bewahrten die Ehemaligen dem Regiment und seinen Offizieren meist lebenslange Treue und Anhänglichkeit. Erich v. Manstein schwärmte noch im Rückblick[102]: „Unser schönes Regiment wurde seinen Angehörigen zur militärischen Heimat, der sie auch nach dem Ausscheiden die Treue hielten. [...] Das Offizierkorps bildete eine Familie, deren Mitglieder, ungeachtet der Rang- und Altersunterschiede – Gleiche unter Gleichen waren."

Die große Rolle persönlicher Netzwerke im militärischen Leben ist in den Quellen allerdings schwer zu greifen. So lässt sich nur ahnen, welche Folgen es etwa für Manstein hatte, dass der spätere Chef der Heeresleitung Kurt Frhr. v. Hammerstein, der spätere Reichskanzler Kurt v. Schleicher und der Sohn des mit

[100] Vgl. die je nach Regiment unterschiedlich dichte, insgesamt aber sehr umfangreiche Traditionsliteratur, die in der Bibliographie von Mohr, Heeres- und Truppengeschichte, verzeichnet ist. Leeb übernahm die Traditionsgeschichtsschreibung seines Königlich bayerischen 4. Feldartillerie-Regiments „König" und legte 1909 und 1937 Regimentsgeschichten vor. Vgl. die Nachweise ebd., S. 647.

[101] Vgl. Schmitz, Jugenderziehung, S. 154.

[102] Manstein, Soldatenleben, S. 35.

ihm überdies verwandten Hindenburg seinem Regiment angehörten[103]. Oder ob es Rudolf Schmidt nützte, dass in „seinem" Regiment auch Rundstedt die ersten Jahre seiner militärischen Laufbahn verbrachte. Dazu kamen die Familienbande, vor allem die Väter und Onkel, aber auch die Schwiegerväter und andere angeheiratete Verwandte, bei Bock etwa Generalstabschef Erich v. Falkenhayn oder bei Manstein dessen Nachfolger, der spätere Reichspräsident v. Hindenburg. Wollte man den Aufwand betreiben, so ließe sich für unsere Gruppe eine Vielzahl von Fäden in die Armee und auch an die Höfe erkennen. Diese Beziehungen waren keine unabdingbare Voraussetzung, erleichterten aber manchem manches. Und mit einer guten Herkunft und einem guten Regiment konnte man bereits beim Eintritt in die Armee als „hoffnungsvoller" junger Mann gelten.

Die Zugehörigkeit zu einem Regiment war wohl nur noch mit derjenigen zu einem Kadettenjahrgang zu vergleichen. Besonders die Selektaner, die das Selbstgefühl der Elite einer Elite besaßen, pflegten und nutzten den Kontakt[104]. Neben diesen nützlichen Beziehungen und der militärischen Vorbildung besaßen die Kadetten noch weitere Vorteile. Die Selektaner traten bereits als Leutnants, also als Offiziere, die übrigen Kadetten als Fähnriche, d.h. im Rang von Unteroffizieren, in die Armee ein. Dagegen mussten die Abiturienten bürgerlicher Gymnasien nach ihrer Aufnahme als Offiziersanwärter (Fahnenjunker) in das Regiment eine harte fünfmonatige Grundausbildung über sich ergehen lassen[105]. Der Aspirant wurde wie ein gewöhnlicher Mannschaftssoldat und zusammen mit ihm in den militärischen Grundlagen ausgebildet, vor allem auf die körperliche Tauglichkeit geprüft, „geschliffen". Diese harte Probezeit bestand nicht jeder, und ausgerechnet von Walter Model, später als „harter" Vorgesetzter gefürchtet, ist überliefert, dass er vor der Schinderei durch seinen Ausbilder beinahe kapituliert und einen anderen Berufsweg eingeschlagen hätte[106].

Nach dem Truppenpraktikum wurde auch der Gymnasialabiturient endlich zum Fähnrich ernannt und konnte die Kriegsschule besuchen. Diesem achtmonatigen Vorbereitungskurs auf das Offiziersexamen mussten sich auch die ehemaligen Kadetten unterziehen – mit Ausnahme der Selektaner Bock, Busch und Kluge, die gleich als Offiziere in ihre Regimenter traten. Die zehn preußischen Kriegsschulen[107] und die bayerische Kriegsschule in München waren neben den Kadettenhäusern die zweite wichtige Institution des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens[108]. Die Zeit auf den Kriegsschulen ähnelte dem Leben im Kadettenkorps, so dass die Kadetten auch hier ihren Erfahrungsvorsprung nutzen konnten. Die Kriegsschüler waren weitgehend einkaserniert und einer strengen Disziplin unterworfen. Theoretische und praktische Ausbildung wechselten ei-

[103] Vgl. ebd., S. 35–37.

[104] So feierten etwa die Selektaner, die 1898 in die Armee eintraten, am 15. 3. 1933 ihren 35. Jahrestag. Zu dieser Gruppe gehörten u.a. Fedor v. Bock, Kurt Frhr. v. Hammerstein, Franz v. Papen und Joachim v. Stülpnagel. Vgl. BA-MA, N 22/22. In der kleineren Marine konnte die „Crew", der Offiziersjahrgang, eine ähnliche Bedeutung spielen.

[105] Vgl. Ostertag, Bildung, S. 98f.

[106] Vgl. Leppa, Model, S. 16; Görlitz, Model, S. 15f.

[107] Anklam, Danzig, Engers, Glogau, Hannover, Hersfeld, Kassel, Metz, Neiße und Potsdam. Die Kriegsschulen konnten zwischen 80 und 130 Schüler aufnehmen.

[108] Vgl. Driftmann, Grundzüge, S. 61–68; Ostertag, Bildung, S. 137–142; Rumschöttel, Offizierkorps, S. 101f.

nander ab, waren aber stärker als in der Kadettenanstalt auf die Erfordernisse des Offiziersberufs bezogen. Der Unterricht bestand vor allem aus Taktik, Waffenlehre, Befestigungskunst, Terrainlehre, Heeresorganisation und Geschäftsstil, der praktische Dienst aus Exerzieren, Schießen, Reiten, Turnen, Fechten und Schwimmen. Da die Kriegsschulzeit recht knapp bemessen war und von fast allen Offiziersanwärtern durchlaufen werden musste, war das Niveau nicht sehr hoch. Guderian bemängelte nach dem Besuch der Kriegsschule in Metz, dass alles „zu sehr auf das Mittelmäßige zugeschnitten" sei[109].

Die militärische Ausbildung war aber ohnehin nur ein Aspekt der Lehrzeit auf der Kriegsschule. Die Dienstordnung der Kriegsschulen betonte[110]: „Die *Erziehung steht obenan.* Die sittlichen Kräfte zu pflegen, das Verständnis der Standespflichten und die Sicherheit ihrer Erfüllung heranzubilden, in den Kriegsschülern die Erkenntnis zu befestigen, dass nur in der unbedingten Hingebung an die Person und den Dienst des Allerhöchsten Kriegsherrn der Offizier für seinen Beruf heranreift, sind hohe verantwortungsvolle Aufgaben der Kriegsschulen." Die „Charaktererziehung" noch sehr junger Menschen erhielt erneut ein besonderes Gewicht. Vor allem sollte das Standesbewusstsein, das den Kadetten bereits vorher vermittelt worden war, nun auch den übrigen Offiziersanwärtern eingeimpft werden. Der Zusammenhalt, das elitäre Selbstgefühl und die soziale Abgeschlossenheit wurden gezielt gefördert. „Der Offizierstand in Deutschland gehört zu den höchsten und gebildetsten Ständen, ergänzt sich aus denselben und wird deshalb nur in ihnen seinen Umgang suchen", war ein aus dem Kanon der Kriegsschulen überlieferter Leitsatz[111]. Nach den Schikanen der ersten Monate bei der Truppe mussten die jungen Fähnriche für solche Ideen besonders empfänglich sein. Die Kriegsschulzeit gab den Aspiranten außerdem die Möglichkeit, über bestimmte Regionen oder Waffengattungen hinaus dauerhafte Bekanntschaften mit gleichaltrigen Kameraden zu schließen. So besuchten etwa der Infanterist Heinrici und der Kavallerist Hoepner gemeinsam die Kriegsschule in Hannover[112]. Diese Kontakte außerhalb des eigenen Regiments stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl der Offiziersanwärter, von denen vor Besuch der Kriegsschule allein die Kadetten überregionale kameradschaftliche Beziehungen besaßen[113].

Am Ende der Lehrmonate an der Kriegsschule stand die Offiziersprüfung, in der die Aspiranten sowohl ihre Allgemeinbildung als auch ihr militärisches Fachwissen nachweisen mussten. Die Prüfungsergebnisse und Eignungsbeurteilungen wurden dem Kaiser vorgelegt, der die Besten mit der „Allerhöchsten Belobigung" auszeichnete. Dieses Prädikatsexamen versprach eine gute Karriere. Anschließend musste sich der Fähnrich der Offizierswahl seines Regiments stellen, d.h. das Offizierkorps hatte zu entscheiden, ob er „würdig" sei, als Offizier in das Regiment

[109] Tagebuch Guderians, 6. 4. 1908, zit. nach: Bradley, Guderian, S. 21.
[110] Dienstordnung der Kriegsschulen vom 10. 12. 1906, zit. nach: Ostertag, Bildung, S. 137.
[111] Goltz, Offizierstand, S. 24.
[112] Vgl. das Tagebuch Heinricis, 26. 9. 1941, über eine Begegnung mit seinem „alten Kriegsschulkameraden" an der Ostfront, in: BA-MA, N 265/11.
[113] Auch bei den meisten Kadetten unserer Gruppe gab es zeitliche Überschneidungen im Besuch der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde. Ob sie sich allerdings auch kennen gelernt haben, ist bei der Größe der Anstalt ungewiss.

aufgenommen zu werden[114]. Hatte er auch diese Hürde überstanden, wurde er zur Beförderung zum Leutnant vorgeschlagen, die in der Regel umgehend erfolgte. Abiturienten wurden vorpatentiert, erhielten also ein gegenüber dem Ernennungstag um eineinhalb Jahre älteres Rangdienstalter. Das hatte den Vorteil, dass sie hoffen konnten, bei der nächsten Beförderung entsprechend früher berücksichtigt zu werden.

Die Ernennung zum Leutnant bedeutete die eigentliche Geburtsstunde des Offiziers und wurde als einer der wichtigsten Tage in seinem Leben in Erinnerung gehalten. Nachdem er alle Voraussetzungen der Herkunft und Bildung, der körperlichen, „sittlichen" und gesellschaftlichen Eignung erfüllt und alle Klippen der Aufnahmeprozeduren überstanden hatte, gehörte der kaum Zwanzigjährige bereits zum ruhmreichen „ersten Stand" des durch Kriege zusammengeschmiedeten Deutschen Reichs. Nach einem längeren, die Homogenität und Exklusivität sichernden Selektionsprozess war er Mitglied einer Sonderklasse, in der allgemein weniger ein Berufsstand als ein Gesellschaftsstand gesehen wurde[115]. Anders als in den westlichen Demokratien trug der deutsche Offizier auch außerhalb des Dienstes die Uniform, „des Königs Rock", und den Säbel, dessen sprichwörtliches Rasseln zusätzlich die Aufmerksamkeit auf ihn zog. Der Glanz des Offiziers ging wesentlich auch von seiner äußeren Erscheinung aus. Über die Hochachtung und Hofierung des Militärs in der Kaiserzeit, besonders in der Wilhelminischen Ära, ist viel geschrieben worden. Der Stellenwert schon des Reserveoffiziers und das militärische Gebaren des Kaisers sind die bekanntesten Symptome. Und selbst wenn man von den Figuren der zeitgenössischen satirischen Romane und den Karikaturen des „Simplicissimus" die Übertreibungen abzieht, bleibt genug Wahres über die teilweise ins Groteske gehende Verehrung alles Militärischen. Das stärkte das Selbstgefühl des Offiziers, konnte aber auch zu Arroganz und Selbstüberhebung führen.

Dabei war der Dienstalltag des jungen Offiziers in der Regel alles andere als glänzend[116]. Der Leutnant musste sich als Zugführer mit einer überschaubaren Zahl von Soldaten, meist Rekruten, befassen und stundenlang im Freien exerzieren. Der Dienst bestand aus viel Routine und Leerlauf. Auf ehrgeizige junge Menschen konnte er geradezu nervtötend wirken. Dennoch durfte man in seinem Diensteifer nicht nachlassen, denn die nächste Beurteilung der militärischen Befähigung und Persönlichkeit warf ihren Schatten voraus. Die Karriere des Offiziers war nicht zuletzt von diesen regelmäßigen, zu Beginn jährlichen Qualifikationsberichten der Vorgesetzten abhängig, so dass der Berufsalltag trotz seiner Gleichförmigkeit und Rituale nicht ohne Leistungsdruck war.

Dazu kamen die Zwänge, die aus der Abschließung und dem Kastenbewusstsein des Offizierkorps resultierten[117]. Zwischen den Offizieren eines Regiments bestand nicht nur eine berufliche Verbindung, sondern eine Art Lebensgemeinschaft, deren geselliger Mittelpunkt das Offizierskasino war. Gerade die unverhei-

[114] Vgl. Rumschöttel, Offizierkorps, S. 102; Ostertag, Bildung, S. 139.
[115] Auch hierzu grundlegend und oft wiederholt: Endres, Struktur.
[116] Vgl. Ostertag, Alltag, S. 1070f.
[117] Zu Folgendem vor allem Demeter, Offizierkorps, passim; Rumschöttel, Offizierkorps, passim, besonders S. 129–144, 185–201. Vgl. auch Ostertag, Alltag.

rateten Offiziere blieben überwiegend „unter sich". Wer nicht als Außenseiter stigmatisiert werden wollte, musste die zahlreichen Feiern, Trinkgelage und Glücksspiele mitmachen, auch wenn ihn dies finanziell beträchtlich belastete. Kameradschaft und Korpsgeist wurden gepflegt und beschworen, führten aber auch zu einer subtilen gegenseitigen Überwachung. Das besondere Standesbewusstsein forderte von jedem Angehörigen des Offizierkorps, dass er sich standesgemäß verhielt und standesgemäßen Umgang hatte. Dass etwa der Gardeleutnant Walter v. Reichenau leidenschaftlicher Fußballer des Berliner Sport-Clubs (BSC) war und gegen Arbeiter-Vereine spielte, galt als wenig standesgemäß und erregte Aufsehen[118]. Ein Verstoß gegen das Ehrgefühl des Kollektivs konnte das Verstoßen des „Schuldigen" aus seiner Mitte zur Folge haben. Der Offizier stand gewissermaßen unter Kuratel seines Regiments und war nicht einmal bei der Wahl seiner Ehepartnerin frei und selbstbestimmt. Er musste sich den Ehekonsens des Regiments einholen, das seine Frau gleichsam mitheiratete und ihr von vornherein gesellschaftliche Verpflichtungen abverlangte. Da die sozialen Auswahlkriterien für die Offiziersfrau mindestens genauso streng waren wie für den Offizier selbst[119], kam es nicht selten zur Tragödie von Liebesbeziehungen, die an diesen Normen zerschellten.

Vor diesen Zwängen zu bestehen, erforderte Anpassungsfähigkeit bis zur Selbstaufgabe. Der Glanz und das Selbstbewusstsein des Offiziers in der Gesellschaft wurden durch die starke Unterordnung im beruflichen Umfeld eigentümlich konterkariert. Welche Wirkung der soziale Druck, sich weit über das Berufliche hinaus seinem Regiment zu unterwerfen, auf die Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen hatte, lässt sich schwer beurteilen und für unsere Gruppe schon gar nicht entscheiden. Hinter dem äußerlich glatten Verlauf der Karrieren und den scheinbar reibungslosen, standesgemäßen Verehelichungen lassen sich die Brüche in den Biographien dieser Offiziere kaum erahnen. Einige von ihnen werden sich gegen die Vereinnahmungen durch die Gruppe zunächst gewehrt haben. Die Tagebücher des Leutnants Heinz Guderian legen Zeugnis ab von diesem Kampf um das Recht der eigenen Persönlichkeit[120]. Doch der Druck zur Anpassung war in der Regel stärker. Man darf daher vermuten, dass die häufige Unterdrückung des eigenen Willens und die damit verbundene Überbewertung von Pflicht und Ge-

[118] Vgl. die Aufzeichnung Otto Wageners, eines ehemaligen Kameraden, „Feldmarschall v. Reichenau", ca. 1960, in: IfZ-Archiv, ED 60/9, Bl. 89–115, hier Bl. 89f. Vgl. auch Heuer, Generalfeldmarschälle, S. 117f.

[119] Die Offiziere unserer Gruppe heirateten bis auf eine Ausnahme (Weichs) als Leutnants oder Hauptleute. Die Ehefrauen stammten alle aus den gehobenen Schichten. Die „erwünschten Kreise", vor allem die Offiziersfamilien, besaßen auch hier das deutliche Übergewicht. Einige Schwiegerväter waren Fabrikanten (Falkenhorst, Heinrici, Hoepner) und Kaufleute (Hoth), was für die Tendenz der Offiziere, in wohlhabende Familien einzuheiraten, charakteristisch war. Paulus erreichte einen erheblichen sozialen Aufstieg durch die Ehe mit einer rumänischen Aristokratin.

[120] Vgl. Bradley, Guderian, S. 23–27. Vgl. etwa das Tagebuch vom 20. 7. 1908, ebd., S. 23: „Da ich doch anders geartet bin, als die meisten von ihnen, so sollen sie mich doch in Frieden lassen. Sie machen mich doch nicht zu einem der ihrigen." Oder einen Privatbrief vom 31. 12. 1908, ebd., S. 25: „Ich glaube doch nicht, daß einem alle Ideale so schnell entrissen werden können, daß man nachher als blödes Herdenvieh zu betrachten ist." Mit der Zeit besserte sich Guderians Verhältnis zu den Kameraden; die Abwehr gegen den Anpassungsdruck ließ nach.

horsam das Entstehen eines wirklichen, auch gegen Widerstände durchgehaltenen Selbstbewusstseins zumindest behinderte, wenn nicht gar verhinderte.

Einen Ausgleich boten die gesellschaftliche Anerkennung sowie die Hoffnung auf einen beruflichen Aufstieg in Stellungen, die größere persönliche Freiheiten zuließen. Die allgemeine Offizierslaufbahn, die sprichwörtliche „Ochsentour", erforderte aber vor allem eines: Geduld. Anfang des Jahrhunderts benötigte man etwa vierzehn Leutnantsjahre bis zur Beförderung zum Hauptmann, weitere zehn Jahre zum Major[121]. Erst der Krieg beschleunigte die Karrieren. Ausnahmen gab es kaum, denn im Kaiserreich war das Avancement durch das Prinzip der Anciennität geregelt: Nach einem bestimmten Dienstalter stand der Offizier zur Beförderung in den nächsthöheren Rang an. Allerdings rückte er nicht automatisch vor, sondern nur, wenn er durch eine positive Beurteilung den Nachweis seiner fachlichen und charakterlichen Eignung erbringen konnte. Entsprach er den Anforderungen für den nächsten Rang nicht, wurde er übergangen und, wenn er nicht selbst seinen Abschied nahm, zur Disposition gestellt. Viele scheiterten an der berüchtigten „Majorsecke". Dieses Verfahren band das Anciennitätsprinzip wenigstens indirekt an das modernere Leistungsprinzip.

Bevorzugte Beförderungen gab es nur für Generalstabsoffiziere, höhere Adjutanten[122] und Angehörige der deutschen Fürstenhäuser. Bis zur Ernennung zum Hauptmann wirkte sich dies aber in der Regel nicht aus. Fedor v. Bock, der sehr schnell eine außergewöhnliche Laufbahn in der Adjutantur und dem Generalstab einschlug, brauchte dennoch zehn Jahre vom Leutnant bis zum Oberleutnant und weitere vier Jahre bis zum Hauptmann, bevor er Ende 1916 nach über 18 Dienstjahren zum Major befördert wurde. Bis zum Hauptmannsrang besaß er keinen Vorteil im Avancement gegenüber Ernst Busch, der Truppenoffizier blieb und nie nach den höheren Weihen des Stabsdienstes griff, dennoch aber dank der Anciennität nach neun Jahren Oberleutnant und nach weiteren eineinhalb Jahren – durch den Beförderungsschub im Krieg begünstigt – Hauptmann war[123]. Erst dann verliefen die Karrieren unterschiedlich[124].

Die starren Beförderungsregeln führten dazu, dass unsere Gruppe bis in den Ersten Weltkrieg hinein im Avancement kaum Unterschiede aufwies. Dennoch gab es bereits für den jungen Offizier genug Anreize. Er brauchte gute Beurteilungen, um bei den Beförderungsterminen möglichst lange „dabei" zu sein. Und auch sonst bedeuteten seine Leistungen einen Wechsel auf die Zukunft. Daher taten ehrgeizige Offiziere alles, um sich weiter zu qualifizieren und sich durch Spezialkenntnisse aus der grauen Masse hervorzuheben. Eine Möglichkeit waren die Kommandierungen zu anderen Waffengattungen, die zwar ohnehin gang und gäbe waren, deren Dauer und Richtung man aber beeinflussen konnte. Interessant ist, dass in unserer Gruppe nicht nur die üblichen Kommandierungen zwischen Infanterie, Artillerie und Kavallerie vorkamen, sondern auch Interesse an jungen

[121] Vgl. Matuschka, Beförderung, S. 157–167, sowie die übrigen Beiträge in dem Sammelband: Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps.

[122] Die höhere Adjutantur begann mit dem Adjutantendienst bei einer Brigade.

[123] Auch der etwa gleichalte Hoth, der als Leutnant die Kriegsakademie besuchte, Regimentsadjutant war und zum Großen Generalstab kommandiert wurde, machte keine schnellere Karriere: 1903 Rangdienstalter als Leutnant, 1912 Oberleutnant, 1914 Hauptmann.

[124] 1925 wurde Busch zum Major, Bock jedoch schon zum Oberst ernannt.

technischen Truppenteilen bestand. So verbrachte Küchler einige Monate beim Luftschiffer-Bataillon Nr. 1, versuchte sich Schobert als Flieger und ließen sich mit Guderian und Schmidt zwei Protagonisten der späteren Panzerwaffe für jeweils ein Jahr in einem Telegraphen-Bataillon ausbilden. Dies war ein Mittel, der „Einseitigkeit des infanteristischen Frontdienstes" vorzubeugen[125]. Die Kenntnis anderer Waffen diente auch der Vorbereitung auf anspruchsvollere Aufgaben, denn sowohl der obere Truppenführer als auch der Generalstabsoffizier musste mit den Bedingungen des Kampfes verbundener Waffen vertraut sein. Durch sein Engagement konnte der Leutnant frühzeitig signalisieren, dass er sich zu Höherem als zum Kompaniechef oder Bataillonskommandeur berufen fühlte.

Der nächste Schritt war die Verwendung als Adjutant oder im Generalstabsdienst, die zunehmend bessere Chancen eröffnete als der reine Truppendienst, der sogenannte „Frontdienst". Der Adjutant war wie der Generalstabsoffizier ein „Gehilfe" des militärischen Führers[126]. Den Regimentern und Bataillonen waren keine Generalstabsoffiziere zugeteilt, so dass der Adjutant in diesen Einheiten die Stabsarbeit leisten musste. Der Adjutantendienst galt daher als gute Voraussetzung und Sprungbrett einer Laufbahn im Generalstab. Außerdem bedeutete dieser Dienst einen Vertrauensbeweis und eine Auszeichnung, denn der Kommandeur ernannte in der Regel den fähigsten jüngeren Offizier zu seinem Gehilfen. Die hervorgehobene Stellung des Adjutanten war auch äußerlich gekennzeichnet: Er war beritten, trug die Adjutantenschärpe über die rechte Schulter und erhielt eine Zulage. Die Zahl der Adjutanten unter den 25 Offizieren unserer Gruppe ist erstaunlich hoch. 15 bewährten sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Bataillons- bzw. Abteilungs- oder sogar als Regimentsadjutanten[127], drei weitere stießen dann im Krieg zum Adjutantendienst[128]. Diese Offiziere schlugen bereits als sehr junge Offiziere, als Leutnants und Oberleutnants, einen Weg ein, der sie von der Masse der Kameraden trennte und bessere Möglichkeiten zur Profilierung und Qualifizierung bot.

Noch begehrter, angesehener und aussichtsreicher war freilich die Zugehörigkeit zum Generalstab[129]. Besonders die preußischen Generalstabsoffiziere umgab seit den Einigungskriegen ein geradezu legendärer, durchaus auch internationaler Ruf. Schon die jungen Generalstäbler galten als potentielle Feldherrn von morgen, die mit einem Tropfen moltkeschen Öls gesalbt waren. Bis zum Ersten Weltkrieg setzte sich immer mehr die Vorstellung durch, dass nur ehemalige Generalstabsoffiziere dazu befähigt seien, die höchsten Stellen in der Armee zu bekleiden. Dieser

[125] Guderian an seine Frau, 13. 12. 1912, in: Bradley, Guderian, S. 35. Die interessanteste Verwendung vor dem Ersten Weltkrieg konnte allerdings Leeb vorweisen, der 1900/01 am Einsatz des deutschen Ostasiatischen Expeditionskorps in China teilnahm.

[126] Vgl. den Artikel „Adjutant", in: Handbuch für Heer und Flotte, Bd. 1, S. 139–141.

[127] Falkenhorst, Heinrici, Kleist, Manstein, Model, Paulus und Schobert (Bataillonsadjutanten) bzw. Reichenau (Abteilungsadjutant) sowie Bock, Hoepner, Hoth, Reinhardt, Rundstedt, Ruoff und Weichs (Regimentsadjutanten).

[128] Stülpnagel als Regimentsadjutant, Dietl und Strauß auch in der höheren Adjutantur (Brigade und Division).

[129] Zum Generalstab in der Kaiserzeit vgl. Model, Generalstabsoffizier, S. 11–20; Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, Abschnitt V, S. 69–72 (dort die folgenden Zahlen). Ausführlicher, wenn auch tendenziös, Förster [u. a.], Generalstab, S. 49–122. Sehr allgemein Görlitz, Generalstab, passim. Vgl. auch den Artikel „Generalstab", in: Handbuch für Heer und Flotte, Bd. 4, S. 138f.

Nimbus förderte den Sonderstatus und das Selbstbewusstsein einer Elite in der Elite. Die Generalstabsoffiziere, die sich mit ihren karmesinroten doppelten Hosenstreifen und Kragenspiegeln auch äußerlich von den Truppenoffizieren unterschieden, fühlten sich hoch über den Rest des Offizierkorps hinausgehoben. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs gehörten von den 800000 Mann des Friedensheeres mit seinen 29000 aktiven Offizieren lediglich etwa 650 Offiziere dem Generalstab an. Von ihnen bekleideten etwa 120 die Etatstellen im „Großen Generalstab" in Berlin, dem Allerheiligsten des preußisch-deutschen Militärapparats, Gehirn des gesamten Reichsheeres und Arbeitsinstrument des Nachfolgers Moltkes, des Chefs des Generalstabs. Die übrigen verteilten sich auf den Truppengeneralstab, waren also als Generalstabsoffiziere bei den Kommandobehörden der Armeekorps und Divisionen tätig. Aufgabe der Generalstabsoffiziere war die Unterstützung und Beratung der militärischen Führer.

Welcher junge Offizier wollte nicht zu dieser Elite des Offizierkorps gehören? Der Weg dorthin war steinig. Er führte in der Regel über die Kriegsakademie. Nur besonders begabte (oder protegierte) und bei der Truppe oder als Adjutant bewährte Offiziere konnten in Preußen auch ohne Besuch der Kriegsakademie zum Generalstab kommandiert und als Generalstabsoffiziere ausgebildet werden. Diese außergewöhnliche Auszeichnung wurde zwei Offizieren unserer Gruppe zuteil: Bock kam vom Adjutantendienst, Lindemann vom Frontdienst direkt in den Großen Generalstab. Trotz dieser Ausnahmen wurde die wissenschaftliche Ausbildung auf der Kriegsakademie immer mehr zur stillschweigenden Voraussetzung für den Generalstabsdienst[130]. Eine begrenzte Zahl von Offizieren aller Kontingente – seit 1909 waren es jährlich 160 – konnte zum dreijährigen Lehrgang auf der preußischen Kriegsakademie in Berlin kommandiert werden; die bayerische Armee hatte in München ihre eigene Kriegsakademie, die jedes Jahr 16 Plätze anzubieten hatte. Vorausgesetzt wurden mindestens drei aktive Dienstjahre als Leutnant und ein Abstand von mindestens fünf Jahren bis zur Beförderung zum Hauptmann oder Rittmeister, außerdem körperliche, geistige und charakterliche Eignung, die durch eine Beurteilung des Vorgesetzten nachzuweisen war. Da die Zahl der Bewerber die der Lehrgangsplätze um ein Vielfaches überstieg und nur die fähigsten Leutnants berücksichtigt werden sollten, war eine anspruchsvolle schriftliche Aufnahmeprüfung zu bestehen[131]. Die Prüfungsarbeiten gingen anonym, lediglich durch eine Nummer gekennzeichnet, an eine zentrale Kommission, so dass die Leistungen und nicht Name, Geld oder Beziehungen entschieden. Jedoch konnte die Vorbereitung auf die Prüfung, die den Bewerber meist jahrelang neben dem Dienst beschäftigte, durch kostspielige und daher nicht jedem erschwingliche private Nachhilfestunden erheblich begünstigt werden. Das soziale

[130] Zur Ausbildung an der Kriegsakademie vgl. Scharfenort, Kriegsakademie; Driftmann, Grundzüge, S. 68–73; Ostertag, Bildung, S. 153–163. Vgl. auch die Dienstordnung der Kriegsakademie, 19. 12. 1901, Berlin 1901. Die bayerische Kriegsakademie unterschied sich in den Jahren vor 1914 kaum von der preußischen, vgl. Bald/Bald-Gerlich/Ambros (Hrsg.), Tradition, S. 32f.. Allgemein zur Generalstabsausbildung bis zum Ersten Weltkrieg vgl. Bald, Generalstab, S. 16–74.

[131] Die Prüfungsfächer waren formale und angewandte Taktik, Waffenlehre, Befestigungslehre, Feldkunde, Geschichte und Erdkunde sowie wahlweise Mathematik oder Französisch bzw. später auch Englisch oder Russisch.

Niveau war an der Kriegsakademie und im Generalstab daher noch gehobener und auch „adeliger" als im Offizierkorps insgesamt.

Von den 25 späteren Oberbefehlshabern bestanden 15 die harte Aufnahmeprozedur, während von den übrigen manche noch zu jung waren, um sich vor 1914 für die Kriegsakademie zu bewerben[132]. Hoth, Kleist, Kluge, Küchler, Reichenau, Rundstedt, Strauß und Stülpnagel absolvierten die preußische, Leeb und Weichs die bayerische Kriegsakademie. Guderian, Hoepner und Manstein mussten zu Beginn des Ersten Weltkriegs, als die Kriegsakademie geschlossen wurde, ihren Lehrgang nach nur einem Jahr abbrechen. Heinrici und Schmidt konnten ihren im Oktober 1914 beginnenden Lehrgang nicht mehr antreten. Interessant ist, dass einige dieser Offiziere gemeinsam die preußische Kriegsakademie durchliefen: Hoth, Kleist und Küchler (1910–1913), Reichenau, Strauß und Stülpnagel (1911–1914) sowie Guderian, Hoepner und Manstein (1913/14) gehörten denselben Jahrgängen an[133]. Die stattliche Anzahl der Kriegsakademie-Schüler belegt erneut den exklusiven Charakter unserer Gruppe.

Was lernte man auf der Kriegsakademie? Ursprünglich war die Akademie wie ihre Vorläuferin, die Allgemeine Kriegsschule, eine Einrichtung zur wissenschaftlichen Fortbildung der Offiziere, die in Scharnhorstscher Tradition sowohl allgemein gebildet als auch militärisch ausgebildet sein sollten. Entsprechend besaßen die allgemeinwissenschaftlichen Fächer wie Geschichte, Mathematik und Sprachen einen ebenso großen Stellenwert wie die rein militärischen. Dieser Bildungsanspruch wurde aber mit der Zeit deutlich reduziert. 1910 war der allgemeinwissenschaftliche Anteil von einst über 50 auf 36 Prozent gesunken, außerdem waren fast nur noch die militärischen Fächer obligatorisch[134]. Aus der Kriegsakademie war keine militärische Universität, sondern eine Fachhochschule geworden, die vor allem der Generalstabsausbildung diente[135]. Die wichtigsten Fächer der drei Lehrstufen, die jeweils von Oktober bis Juni währten, waren Taktik und Kriegsgeschichte, in der dritten Lehrstufe auch Generalstabsdienst[136]. Dazu traten als weitere militärische Fächer Waffenlehre, Befestigungskunde (bzw. Festungskriegslehre), Feldkunde, Militärrecht, Verkehrsmittellehre, Militärgesundheitspflege und Seekriegslehre. Im dritten Jahr wurden von einem Juristen zwei Wochenstunden über Staatsverwaltung, Staats- und Völkerrecht gelesen, wobei der Schwerpunkt auf dem Kriegsrecht lag. Von den nichtmilitärischen Fächern war lediglich die allgemeine Geschichte Pflicht. Die Teilnahme an den übrigen Lehrveranstaltungen war freiwillig: Mathematik, Physik, Chemie, Erdkunde, Vermes-

[132] Dies gilt für Dietl, Model, Paulus und Reinhardt. Von Busch, Falkenhorst, Ruoff und Schobert ist nicht bekannt, ob sie sich für die Kriegsakademie bewarben. Bock und Lindemann gelangten ohne Besuch der Kriegsakademie in den Generalstab.

[133] Einige von ihnen, etwa Reichenau und Stülpnagel, die eine lebenslange Freundschaft schlossen (Bücheler, Stülpnagel, S. 61), oder Guderian und Manstein, besuchten sogar denselben „Hörsaal", wie die Klasse an der Kriegsakademie genannt wurde.

[134] Vgl. Ostertag, Bildung, S. 156; vgl. auch Bald, Generalstab, S. 48.

[135] Die preußische Kriegsakademie war auch nicht dem Kriegsministerium, sondern dem Chef des Generalstabs unterstellt.

[136] Zum Lehrplan der preußischen Kriegsakademie nach 1903 vgl. Scharfenort, Kriegsakademie, S. 390f.

sungslehre sowie die Sprachen Französisch, Russisch[137], Englisch und Japanisch. Nach jeder Lehrstufe erfolgte eine Beurteilung durch die Lehrer als Voraussetzung für die weitere Kommandierung an die Kriegsakademie. Die Lehrgangspausen wurden zur praktischen Weiterbildung bei fremden Waffengattungen genutzt. Der dritten Lehrstufe folgte eine dreiwöchige „Schlußübungsreise", bei der man sein taktisches Verständnis und seine Eignung für den Generalstabsdienst unter Beweis stellen konnte.

Das wichtigste Lehrgangsziel war, die Schüler „in die höheren Zweige der Kriegswissenschaften einzuführen und so ihr militärisches Wissen zu vertiefen und zu erweitern, ihr militärisches Urteil zu klären und zu schärfen"[138]. Besonders die preußische Kriegsakademie hatte einen hervorragenden Ruf und galt als Kaderschmiede der fähigsten Offiziere und kommenden Generale. Allerdings hing der Erfolg der systematischen Ausbildung sehr von der Qualität der militärischen und zivilen Lehrer ab, die unterschiedlich war. Von den Erfahrungen der Kriegsakademiker unserer Gruppe ist kaum etwas bekannt[139]. Doch die kriegswissenschaftliche Vertiefung und die besseren Karriereaussichten werden auch für sie nicht die einzigen Vorzüge dieser Jahre gewesen sein. Die Schüler kamen mit begabten Offizieren aller Truppengattungen zusammen, konnten wertvolle Kontakte knüpfen und ihr Elitebewusstsein stärken. Sie lebten in den Großstädten Berlin oder München, in unmittelbarer Nähe zum Hof, zu den wichtigsten militärischen Einrichtungen und zur tonangebenden „Gesellschaft". Das begrenzte Milieu ihres Regiments und ihrer Garnison wurde durchbrochen und besonders in Berlin gegen die „große Welt" eingetauscht, die gerade in diesen Jahren politisch und kulturell pulsierend und aufregend war.

Am Ende des dreijährigen Lehrgangs erhielt der Teilnehmer ein Abgangszeugnis und kehrte zunächst zu seinem Truppenteil zurück. Der Fortgang seiner Karriere wurde von einer abschließenden Beurteilung entschieden, in der die Kriegsakademie seine weitere Verwendung empfahl. Auf dieser Grundlage wurde, obwohl die Akademiezeit als verkappte Generalstabsausbildung galt, lediglich ein Drittel der Absolventen in den Generalstab kommandiert. Die übrigen wurden „nur" für die höhere Adjutantur oder für den Unterricht an den Kriegsschulen als geeignet angesehen oder sogar ganz zur Truppe zurückversetzt. Das strenge Ausleseverfahren ging weiter, denn auch die in den Generalstab kommandierten Offiziere mussten zunächst eine zweijährige Probezeit – meist im Großen Generalstab – überstehen, die als praktische Ausbildung galt und den Aspiranten mit den verschiedenen Bereichen des Generalstabsdienstes vertraut machen sollte. Am Ende dieser Jahre wurden wieder nur etwa 50 Prozent endgültig in den Generalstab übernommen und waren endlich Offiziere „i.G." (im Generalstab).

[137] Im Zusammenhang mit unserem Thema ist es erwähnenswert, dass Bock und Hoth auf der Kriegsakademie Russisch lernten.

[138] Dienstordnung der Kriegsakademie, 19. 12. 1901, Berlin 1901, S. 1. Erst dann folgte: „Neben dieser unmittelbaren Berufsbildung soll ein tieferes Eindringen in einzelne Fächer der allgemeinen Wissenschaften angestrebt und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch einiger neuerer Fremdsprachen erzielt werden."

[139] Allein von Guderian sind retrospektive Aufzeichnungen überliefert, in denen er das hohe Niveau der Vorträge lobt, zugleich aber bemängelt, dass von den Schülern zu wenig Mitarbeit verlangt worden sei. Vgl. Bradley, Guderian, S. 39f.; Model, Generalstabsoffizier, S. 16f.

Von den zehn Offizieren unserer Gruppe, die den Lehrgang an der Kriegsakademie zu Ende brachten, kamen – nach dem üblichen kurzen Intermezzo bei der Truppe – sieben, nämlich Hoth, Kleist, Kluge, Küchler, Leeb, Rundstedt und Weichs, noch im Frieden in den Generalstab[140]. Für Reichenau, Strauß und Stülpnagel reichte die Zeit vor Kriegsausbruch nicht mehr, um mit der geregelten praktischen Generalstabsausbildung zu beginnen. Reichenau und Stülpnagel wurden dennoch im Ersten Weltkrieg sehr bald als Generalstabsoffiziere verwendet, wie überhaupt während dieser Jahre fast alle unsere Offiziere – teilweise nach einer improvisierten Kurzausbildung[141] – in den Generalstab versetzt wurden. Dietl, Ruoff und Strauß wurden wenigstens in der höheren Adjutantur eingesetzt. Allein Busch, obwohl ehemaliger Selektaner, und Schobert mussten sich durchgehend an der Front bewähren.

Doch auch unter den Generalstäblern gab es Abstufungen. Nur Bock, wenn auch ohne Besuch der Kriegsakademie, Leeb und Rundstedt absolvierten die vollständige Generalstabsausbildung der Kaiserzeit. Diese drei Offiziere bekleideten dann im Juni 1941 als Heeresgruppen-Oberbefehlshaber die höchsten Ränge an der Ostfront. Unter den übrigen ragten die acht weiteren voll ausgebildeten Kriegsakademiker hervor[142]. Ihnen folgten Guderian, Hoepner und Manstein, die 1914 den Lehrgang abbrechen mussten, und die sieben ebenfalls erst im Krieg provisorisch ausgebildeten Generalstabsoffiziere[143]. Letztere profitierten vom größeren Personalbedarf des Generalstabs im Ersten Weltkrieg. Dennoch war die Kluft selbst zwischen ihnen und den Frontoffizieren noch recht groß. Eine weitere Auszeichnung war es, einmal im legendären „roten Haus" des Großen Generalstabs in Berlin im Geiste Moltkes und Schlieffens gearbeitet zu haben. Das konnten sieben Offiziere vorweisen, von denen allerdings wieder nur Bock, Leeb und Rundstedt längere Zeit in diesem Tempel des Generalstabs tätig waren[144].

Die Karriere der späteren Oberbefehlshaber an der Ostfront war also bereits vor dem Ersten Weltkrieg außergewöhnlich gut. Schon die überdurchschnittliche Herkunft und Bildung sowie das Ansehen der Waffengattung und des Regiments prädestinierten die meisten dieser Offiziere zu einer ausgezeichneten militärischen Laufbahn. Doch ausschlaggebend war die Bewährung im Dienst, die den Durchschnitt ebenfalls deutlich übertraf. Der überwältigenden Mehrheit dieser Gruppe gelang es, noch während der Friedensjahre des Kaiserreichs erste Schritte zur Verwendung in höheren Stellungen zu unternehmen. Dieser Weg ging immer mehr über den Adjutanten- und Generalstabsdienst. 15 Offiziere betätigten sich vor dem August 1914 als Adjutanten, 13 besuchten die Kriegsakademie, weitere zwei hatten die Aufnahmeprüfung bestanden, neun waren probeweise oder dauerhaft im Generalstab beschäftigt. Mit Busch und Dietl hatten bei Kriegsbeginn lediglich zwei weder als Adjutanten noch als Generalstabsoffiziere gedient noch die Kriegsakademie besucht. Die Tendenz zum Generalstabsdienst war unver-

[140] Außerdem wurden – wie bereits erwähnt – Bock und Lindemann direkt von der Truppe in den Generalstab kommandiert.

[141] Vgl. Model, Generalstabsoffizier, S. 19f., sowie das nächste Kapitel.

[142] Hoth, Kleist, Kluge, Küchler, Reichenau, Strauß, Stülpnagel und Weichs.

[143] Falkenhorst, Heinrici, Lindemann, Model, Paulus, Reinhardt und Schmidt.

[144] Kluge war 1913/14 etwas mehr als ein Jahr, Hoth, Küchler und Lindemann 1914 nur wenige Monate in den Großen Generalstab kommandiert, bevor der Krieg diese Beschäftigung beendete.

kennbar und wurde dann durch den Bedarf an Generalstäblern im Krieg noch gefördert. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs blieb nur Busch seine gesamte bisherige Karriere auf den reinen Frontdienst beschränkt. Von diesen 25 Offizieren waren nun 20 (80 Prozent) ausgebildete Generalstabsoffiziere.

Was lässt sich aus diesem ungewöhnlichen Ausbildungs- und Berufsprofil schließen? Die langwierige Qualifizierung für eine höhere Verwendung entfernte diese jungen ehrgeizigen Offiziere recht bald vom Frontdienst, der sehr eintönig sein konnte, in dem man aber noch unmittelbar mit den Problemen der Truppen- und „Menschenführung"[145] konfrontiert wurde. Die meisten waren nur in den ersten Leutnantsjahren als Zugführer direkt für eine überschaubare Zahl einfacher Soldaten verantwortlich. Der Weg lenkte sie früher als üblich von der Kompanie in die eher abstrakte Welt der „Stube", in die unmittelbare Umgebung von Bataillons- oder Regimentskommandeuren und dann in die Akademien und höheren Stäbe. Auch bei den späteren für Generalstabsoffiziere obligaten Frontkommandos konnte diese frühzeitige Entfremdung von der Truppe und ihren Offizieren kaum ganz behoben werden.

Die zunehmend größeren Unterschiede zwischen Generalstabsoffizieren und Truppenoffizieren sowie bei letzteren nochmals zwischen den Infanteristen oder Kavalleristen und den immer zahlreicher werdenden technischen Spezialisten war bezeichnend für eine allgemeine Entwicklung: den Druck zur Professionalisierung in der modernen Industriegesellschaft[146]. Das preußisch-deutsche Offizierkorps war immer zugleich eine politisch-soziale und eine professionelle Elite, doch solange der Krieg noch beinahe ausschließlich mit Säbel, Gewehr und Geschütz auf dem Schlachtfeld geführt wurde, waren die beruflichen Ansprüche nicht so vielfältig, dass sie die Homogenität dieser Elite gefährdeten. Entsprechend galt das Offizierkorps vor allem als ein Gesellschafts- und erst in zweiter Linie als ein Berufsstand. Die immer kompliziertere Ausgestaltung des Kriegswesens und die immer deutlichere Tendenz zum technisch-industriellen Krieg führten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch zur stärkeren Spezialisierung und Differenzierung der Arbeit des Offiziers. Man benötigte neben dem Troupier, der seine Männer persönlich in den Kampf führte, immer mehr und immer besser ausgebildete Spezialisten für die Stabsgeschäfte, für die Logistik und für die technischen Waffen. Die Verlagerung des Kriegsakademieunterrichts von den allgemeinwissenschaftlichen zu den militärischen Fächern war dafür nur ein Symptom.

In diesem Bezugsrahmen muss auch die Ausbildung unserer Gruppe gesehen werden. Der Zwang zu arbeitsteiligen Prozessen in der modernen Berufswelt erfordert den Spezialisten. Dagegen war der umfassend gebildete Generalist, den Scharnhorst und seine Nachfolger für den Generalstabsdienst und die höhere

[145] Zu diesem Aspekt vgl. Messerschmidt, Menschenführung.

[146] Vgl. dazu und zu Folgendem den immer noch höchst anregenden Problemaufriss von Müller, Armee: Versuch, besonders S. 11–21, sowie die Forschungen Michael Geyers, zuletzt etwa Geyer, Past. Von der älteren Literatur über die Entwicklung der militärischen Elite vor 1914 vgl. neben den bereits genannten Titeln vor allem von Demeter, Messerschmidt und Rumschöttel noch Kitchen, Officer Corps. Allgemein zur Professionalisierung in der deutschen Gesellschaft vgl. McClelland, Experience, der dem Wilhelminischen Offizierkorps allerdings Modernität nicht zugestehen will (vgl. etwa ebd., S. 75f.), was sich kaum halten lässt. Zur arbeitsteiligen Struktur des modernen Militärwesens vgl. schon Janowitz/Little, Militär, S. 38–48 und passim.

Führung wollten, nun weniger gefragt. Die Generalstabsausbildung war in der späten Kaiserzeit von hohem professionellem Niveau, aber auch von militärisch-fachlicher Einseitigkeit geprägt. Der vielbeschworene „Geist Schlieffens" und sein Kriegsplan kennzeichneten diese Entwicklung: Der Vorrang lag auf der Operation und der offensiv geführten „Vernichtungsschlacht" unter Vernachlässigung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Bedingungen und Folgen[147]. Dass sich die Kriegsakademiker vorwiegend mit Taktik und Kriegsgeschichte befassen mussten, aktuelle politische oder ökonomische Fragen aber höchstens am Rande behandelt wurden, unterstrich diesen Trend zum rein Fachlichen, zum einseitigen „Soldatentum". Die Unterschätzung der allgemeinen Bildung zugunsten einer Reduktion der Ausbildung auf das vermeintlich Wesentliche trug den Keim der moralischen und politischen Deformierung in sich, die uns noch beschäftigen wird.

Die Offiziere dieser militärischen Übergangsepoche vor dem Ersten Weltkrieg befanden sich in einem schwerwiegenden Dilemma, das sie freilich noch nicht erkennen konnten. Zum einen zwangen die immer höheren professionellen Ansprüche zur Konzentration auf einen bestimmten fachlichen Bereich, der die ganze Kraft erforderte. Für den Generalstabsoffizier bedeutete dies vor allem das Streben nach größtmöglicher Kompetenz in operativen und taktischen Fragen. Zum anderen drohte das moderne Kriegswesen mehr denn je nichtmilitärische Belange zu berühren und an Probleme zu stoßen, für deren Bewältigung einseitige Spezialkenntnisse nicht genügten. Dadurch musste die Befähigung zur höheren Führung beeinträchtig werden. Dieses Dilemma, dessen Wurzeln in der Kaiserzeit liegen, wurde zu einer Konstante in der Karriere der späteren Oberbefehlshaber an der Ostfront. Das Janusgesicht der militärischen Professionalisierung wurde erstmals im Ersten Weltkrieg und beim Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschland deutlich. Doch bevor auf die Bewährungen und Erfahrungen unserer Offiziere in diesen Jahren einzugehen ist, muss gefragt werden, welche Wertvorstellungen und Überzeugungen über das enge Fachwissen hinaus sich durch die berufliche Sozialisation bilden konnten.

d. Ethos und Politik

Der zunehmende Professionalismus des Offizierkorps und seine Differenzierung in verschiedene Gruppen von Spezialisten mussten zu schwerwiegenden inneren Wandlungen führen. Die funktionale Homogenität dieser Elite gehörte der Vergangenheit an, und auch die soziale Geschlossenheit drohte aufzuweichen. Um trotz dieser Veränderungen den traditionellen Zusammenhalt zu wahren, wurde stärker denn je der alte Korpsgeist beschworen, der jetzt noch mehr als Bindemittel dienen musste[148]. Ob Kavallerist oder Pionier, Generalstäbler oder Frontoffizier, Adelsspross oder Bürgersohn, allen Offizieren sollte ein gemeinsames, auf

[147] Vgl. Bucholz, Moltke. Zu den Auswirkungen auf die Rüstung und Gefechtsausbildung vgl. Schulte, Armee; Storz, Kriegsbild. Vgl. auch die (teilweise überzogene) Kritik von Ostertag, Bildung, S. 305–314 und passim, an der Bildung und Ausbildung der Offiziere in der Kaiserzeit.

[148] Vgl. Geyer, Past.

„feudalen" Traditionen begründetes Standesbewusstsein und Ehrgefühl eingeimpft werden. Dieses besondere Offiziersethos, von dem bereits mehrfach die Rede war, bildete einen wesentlichen Bestandteil der Mentalität und erhielt entsprechend große Bedeutung für das Handeln der späteren Wehrmachtsgenerale.

Die Offiziersehre diente ursprünglich vor allem dem Zweck, der individuellen Angst im Kampf durch ein korporatives Ehrgefühl Schranken zu setzen[149]. Die militärischen Führer sollten ein Vorbild an Tapferkeit und Pflichttreue geben. Der Anspruch, der „Stand der Ehre" schlechthin zu sein, erhielt in der Monarchie außerdem eine politische Bedeutung. Die Gruppenehre der Offiziere bezog sich vor allem auf die unbedingte Loyalität gegenüber dem Fürsten und „obersten Kriegsherrn". Manstein erinnerte sich später[150]: „Für die Armee war der König der Kristallisationspunkt des Treue- und Pflichtgefühls gewesen, nicht der abstrakte Begriff des ‚Staates' und auch nicht das ‚Volk'. Niemand in der Armee sprach vom ‚Staatsdienst'. Man kannte nur den Begriff des ‚Königlichen Dienstes'."

Die Bindung an die Monarchie musste gerade in den Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs seit Beginn der industriellen Revolution eine akzentuiert systemerhaltende und konservative Note bekommen. Je stärker das monarchische System in Frage gestellt wurde, desto mehr wurden die Begriffe „Treue" und „Gehorsam" als zentrale Bestandteile der Offiziersehre betont. Das Prinzip der „unanfechtbaren inneren Geschlossenheit einer Korporation von Königspaladinen"[151] aufrechtzuerhalten und zu fördern, war ein Lebensinteresse der Monarchie, gerade seit 1871. Bezeichnend für diese innenpolitische Position des Offizierkorps war die Ablegung des Fahneneids. Obwohl fast alle deutschen Länder nach der Revolution von 1848 Verfassungsstaaten waren, leisteten die Offiziere und Soldaten ihren Eid bis zum Ende der Monarchie nicht auf die als „bürgerlich" geltende Verfassung, sondern in „feudaler" Tradition allein auf den Landesherrn[152]. Dieses eidliche Treuegelöbnis gegenüber dem Herrscher wurde in der Weimarer Republik für einige Jahre durch den Verfassungseid ersetzt, ehe dann 1934 mit der Vereidigung auf Hitler wieder bewusst an die alte Gewohnheit der Eidespflicht zu Treue und Gehorsam gegenüber der Person des Staatsoberhaupts angeknüpft wurde[153].

Die Richtschnur für die Offiziersehre der Kaiserzeit war die Einleitungsordre Wilhelms I. zur Ehrengerichtsverordnung vom 2. Mai 1874, die bis 1918 ihre Gültigkeit behielt[154]: „Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschüt-

[149] Zum Ehrgefühl des preußisch-deutschen Offizierkorps grundlegend Demeter, Offizierkorps, S. 116–153; Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, Abschnitt IV/2, S. 37–59 (Beitrag Messerschmidt). Für Bayern: Rumschöttel, Offizierkorps, S. 145–206. Sehr kritische neuere Analyse durch Ostertag, Bildung, S. 197–220. Auf die Fragen des Duellwesens und der Ehrengerichte kann hier nicht näher eingegangen werden.

[150] Manstein, Soldatenleben, S. 52.

[151] Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, Abschnitt IV/2, S. 38 (Beitrag Messerschmidt).

[152] Vgl. Handbuch für Heer und Flotte, Bd. 3, S. 471 („Fahneneid"). Nach 1871 schworen die nichtpreußischen Soldaten außerdem, den Befehlen des Kaisers Folge zu leisten, was für die Bayern wiederum nur für den Kriegsfall galt.

[153] Zu dieser Kontinuitätslinie vgl. auch Demeter, Offizierkorps, S. 151; Lange, Fahneneid, passim.

[154] Abgedruckt in: Demeter, Offizierkorps, S. 287–290, Zitat S. 288. Von dieser Ordre sollte zukünftig „jeder neu ernannte Offizier des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes" Kenntnis erhalten. Am 2. 11. 1875 wurde die Verordnung auch für die Offiziere der Kaiserlichen Marine, also

terlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen. Sie verlangt, dass auch in dem äußeren Leben des Offiziers sich die Würde ausdrücke, die aus dem Bewusstsein hervorgeht, dem Stande anzugehören, dem die Verteidigung von Thron und Vaterland anvertraut ist." Ein General unserer Gruppe, Georg Lindemann, bezeichnete diese Ordre noch 1936 als „Fundament für die Auffassung des alten Offizierkorps"[155]. Inwieweit die Indoktrination dieses Tugendkatalogs die Offiziere zu potentiellen Handlangern jeder – selbst einer unverblümt rechtswidrigen, ja verbrecherischen – staatlichen Politik und Kriegführung machte, ist eine grundlegende, doch wohl kaum endgültig zu beantwortende Frage. Immerhin stand in der Ordre Wilhelms I. neben den Grundpfeilern „Treue" und „Gehorsam" und den Tugenden „Mut", „Entschlossenheit" und „Pflichterfüllung" auch die „lautere Wahrhaftigkeit" als allgemeine, in den sittlich-moralischen Bereich gehende Verpflichtung. Auch sei daran erinnert, dass selbst Wilhelm II. und die Kadettenhäuser den Gehorsam nicht verabsolutierten, sondern darüber hinaus Eigenschaften wie „christliche Gesittung", „Sittlichkeit", „Offenheit und Wahrheit" und vor allem „Mut zur Verantwortung" verlangten.

Die Forderung nach Treue und Gehorsam bis zur Selbstverleugnung[156] wurde noch in der Wilhelminischen Zeit durch die Betonung moralischer Werte und der Verantwortung des Offiziers relativiert. Diese Verantwortung bezog sich nicht allein auf den Herrscher, sondern zunächst auf die Untergebenen, dann auf das Staatswesen an sich und letztlich – nach der Terminologie der Zeit – „auf Gott". Sie war im Deutschen Reich größer als in den meisten anderen Staaten, da die Tradition der Auftragstaktik dem einzelnen Offizier eine gewisse Selbständigkeit in der Ausführung von Befehlen ließ[157]. Kann man dennoch bereits für das ausgehende Kaiserreich und seine Offiziere eine deutliche Entwicklung zum „absoluten Gehorsam"[158] und einen „rasch fortschreitenden Verlust an religiöser und moralischer ‚Substanz'"[159] feststellen? Zeigte sich schon hier die „Herauslösung traditioneller Werte wie Gehorsam, Pflichterfüllung, Opferbereitschaft und Treue aus einem größeren Wertzusammenhang", die dann später „nicht nur zur militärischen und politischen, sondern auch zur moralischen Katastrophe" beitrug[160]?

Gewiss, die unbedingte Loyalität gegenüber der Monarchie bekam einen zunehmend großen und innenpolitisch wichtigen Stellenwert. Und der von Hoth eingestandene „Autoritätsglauben" war wohl ausgeprägter als etwa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dennoch war die seit der Begründung des modernen Offzierstands herrschende Auffassung, dass „Gott, Ehre und Gewissen" letztlich

über die preußische Armee hinaus verbindlich. Vgl. Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 191–194.

155 Lindemann, Kraft, S. 305.

156 Allgemein zur Geschichte und Soziologie der „militärischen Gehorsamsproduktion" vgl. Bröckling, Disziplin, wo allerdings nicht näher auf das Offizierkorps und die Generalität eingegangen wird.

157 Vgl. Oetting, Auftragstaktik; Leistenschneider, Auftragstaktik. Vgl. auch Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, Abschnitt IX, S. 428 f.; Creveld, Kampfkraft, S. 42–45.

158 Vgl. Demeter, Offizierkorps, S. 146–153.

159 Hillgruber, Endlösung, S. 275.

160 Ebd.

höher stünden als der Befehl[161], nicht vergessen. Auch erhielt im Zeitalter der Nationalstaaten der Begriff des „Vaterlands", also der Staat, die Nation und das Gemeinwesen, eine neue Bedeutung neben der personalen Bezugsgröße des Monarchen. Das Beispiel des preußischen Offiziers Johann Friedrich Adolf von der Marwitz, der „Ungnade wählte, wo Gehorsam nicht Ehre brachte", indem er die von Friedrich II. befohlene Plünderung des Schlosses Hubertusburg verweigerte[162], oder des Generals Ludwig v. Yorck, der 1812 das „Vaterland" über den Befehl des Königs stellte und selbständig die Konvention von Tauroggen abschloss, wurden – um nur die bekanntesten zu nennen – im kollektiven Gedächtnis des Offizierkorps bewahrt. Auch die Ansichten des älteren Moltke über die Grenzen der Gehorsamspflicht waren vielen geläufig[163]. Dass solche Gedanken den Offizieren, die im Kaiserreich erzogen wurden, auch unter den Bedingungen der NS-Diktatur noch nicht durchweg fremd geworden waren, belegt besonders eindringlich die Argumentation Ludwig Becks in seiner bekannten Aufzeichnung vom 16. Juli 1938: „Ihr [der höchsten Führer der Wehrmacht] soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbietet."[164]

Grundsätzlich wird kaum zu entscheiden sein, wie ausgeprägt und folgenreich das Verständnis von Gehorsam und Treue war, das den späteren Wehrmachtsgeneralen vor dem Ersten Weltkrieg anerzogen wurde. Das komplizierte Verhältnis von Standesethik und Individualethik, von Zwängen der Standesehre einerseits und individuellen Moralvorstellungen andererseits war letztlich eine Frage der Persönlichkeit und konnte sehr unterschiedlich ausfallen. In diese Persönlichkeiten hineinzuleuchten, erlauben die biographischen Quellen unserer Gruppe für die Zeit vor 1914 nicht. Es ist auch wenig wahrscheinlich, dass sich junge Offiziere in den Friedensjahren des Kaiserreichs mit abstrakten Reflexionen über Grenzfälle des Berufsethos beschäftigten. Die Welt vor 1914 schien trotz aller Wandlungen noch heil und gefestigt, die Politik und Kriegführung noch weit entfernt von Situationen, die das Verhalten eines Marwitz oder Yorck gerechtfertigt hätten. Eine gewisse Sorg- und Reflexionslosigkeit ist aber noch kein Indiz dafür, dass diese Offiziere schon in der Kaiserzeit moralisch zu reinen Befehlsempfängern de-

[161] Zu dieser Tradition vgl. Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 15.

[162] Noch der Band 6 des als kriegswissenschaftliche Enzyklopädie maßgeblichen „Handbuchs für Heer und Flotte", der 1914 nach Kriegsbeginn erschien, widmete Marwitz einen eigenen Eintrag und erwähnte die Ablehnung des Befehls als Verhalten eines „charaktervollen Mannes" (S. 343).

[163] Ausgerechnet in einer 1941 in Berlin erschienenen Kompilation wird aus dem Entwurf einer (nicht gehaltenen) Rede Moltkes vor dem Reichstag des Norddeutschen Bundes von 1868 zitiert, in: Gedanken von Moltke, S. 38f.: „Der Kommandierende einer Armee, welcher im Begriff steht, ein Unternehmen auszuführen, dessen Folgen nie gesichert sind, oder der Staatsmann, der eine große Politik zu leiten hat, wird sich nicht durch die Besorgnis abhalten lassen, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt oder vor das Stadtgericht zu Berlin zitiert werden kann. Er trägt eine ganz andere Verantwortung vor Gott und seinem Gewissen für das Leben von Tausenden seiner Leute und das Wohl des Staates; er hat mehr zu verlieren als bloß seine Freiheit oder sein Vermögen." Allerdings könnte dieses Zitat auch zur Begründung rechtsfreier Räume in der „großen" Politik und Kriegführung missbraucht werden, wie auch der Zusatz Moltkes nahe legt: „Politische Verbrechen werden nur bestraft, weil sie mißlungen sind."

[164] Abdruck in: Müller, Armee: Darstellung, S. 349f. Andere erkannten das Dilemma des Verhältnisses von Gehorsam und Moral nicht oder zu spät, wie etwa Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der vor dem Nürnberger Tribunal seine Schuld eingestand, nicht gesehen zu haben, „daß auch der soldatischen Pflichterfüllung eine Grenze gesetzt ist" (IMT, Bd. 22, S. 431).

formiert wären – wenn auch vermutlich in diesen Jahren der Keim der Deformation angelegt wurde, gefördert durch die zunehmende Konzentration auf den rein fachlichen Aspekt des Offizierberufs.

Erst viel später kamen die Oberbefehlshaber auf die verschiedenen Aspekte des Gehorsams und ihre Erziehung im Kaiserreich zu sprechen, häufig durch die Fragen der alliierten Ermittlungsbehörden nach dem Zweiten Weltkrieg gedrängt. Diese Äußerungen vermitteln einen gewissen Eindruck von den Prägungen in dieser Zeit, wenn sie auch wegen ihres retrospektiven und rechtfertigenden Charakters keine authentischen Zeugnisse über das Offizierkorps der Wilhelminischen Ära sind. Erich Hoepner etwa erinnerte sich im Winter 1942/43, nachdem für ihn der Widerstreit von Gehorsam und Verantwortung zum Bruch mit Hitler und zum Ausscheiden aus der Wehrmacht geführt hatte, an seine militärische Prägung in der Kaiserzeit[165]: „In der alten Kaiserlichen Armee ist niemals von denkenden Soldaten ein Gehorsam verlangt worden, der die Ausführung eines sinnlosen Befehls forderte. Im Dienstunterricht wurden sogar Fälle besprochen, in denen der Untergebene einen Befehl nicht auszuführen brauchte." Dem „Kadaver-Gehorsam" stellte er ausdrücklich das Verantwortungsbewusstsein und die Selbständigkeit des Offiziers gegenüber, in denen er wichtige Bestandteile des Ehrgefühls sah[166]: „Ein General, dem das Leben von vielen tausenden Deutschen in die Hand gegeben ist, hat dessen Einsatz vor dem ganzen Heere, ja vor seinem Volk zu verantworten. Darin liegt seine Ehre, daß er in solcher Berufsauffassung seine Pflicht tut."

Ging es Hoepner vor allem um Selbständigkeit im taktischen und operativen Bereich, so wurden in den Nürnberger Nachkriegsprozessen auch die darüber hinausgehenden politischen und moralischen Verantwortlichkeiten angesprochen. So wurde Gerd v. Rundstedt 1946 gefragt, ob er während seiner militärischen Ausbildung die Bücher Moltkes gelesen habe[167]. Als er dies – obwohl er „am liebsten Kriminalromane" lese – bejahte, wurde nachgehakt: „Stimmen Sie mit der Losung des preussischen Generalstabs überein, die den Generalstabsoffizieren vorgetragen wurde während ihrer Erziehung: ‚Ein Offizier schuldet niemand Gehorsam, wenn der Befehl gegen seine Ehre geht.'" Der Feldmarschall suchte zunächst auszuweichen – „Ich lasse mich nicht ins Examen nehmen hier, ich bin kein Kadett"[168] –, räumte dann aber ein, er sei „derselben Ansicht wie der alte Moltke, dass man vor Gott und seinem Vaterland für sein Tun verantwortlich ist". Der genaue ethische Bezug wurde offen gelassen, doch gerade Rundstedt legte in Nürnberg großen Nachdruck darauf, dass der traditionelle Ehrbegriff der älteren Offiziere besonders die Werte „Anstand und Ritterlichkeit" enthalte[169]: „Als ältester Soldat des deutschen Heeres erkläre ich zusammenfassend: Wir angeklagten Führer sind in den alten soldatischen, auf Anstand und Ritterlichkeit gegründeten Traditionen erzogen worden, haben danach gelebt und gehandelt, und dies auch

[165] Aufzeichnung Hoepners, Winter 1942/43, in: BA-MA, N 51/6, Bl. 8.
[166] Ebd., Bl. 9. Vgl. auch ebd., Bl. 11: „Die Selbständigkeit der Führer aller Grade in ihrem Rahmen ist eine Forderung der Lehrmeister der Kriegskunst."
[167] Vernehmung Rundstedts durch die IMT-Kommission, 19. 6. 1946, in: IfZ-Archiv, ZS 129, Bl. 35f.
[168] Ebd. „Diese Losung ist mir unbekannt. Es gibt nur eine Losung: ‚Der Generalstabsoffizier muss mehr sein als scheinen.'"
[169] IMT, Bd. 21, S. 40 (12. 8. 1946).

auf die jüngeren Offiziere zu übertragen versucht." Das musste sich vor allem auf das soldatische Verhalten im Krieg und die Behandlung des Gegners beziehen.

Auch Erich v. Manstein sah sich als „alter preußischer Offizier" in diesen Traditionen von Ehre und Anstand[170] – und räsonierte über die Konflikte zwischen der Gehorsamspflicht und der soldatischen Verantwortung bzw. Ehre[171]: „An sich ist der militärische Gehorsam selbstverständlich unbedingt und unteilbar. Es hat aber immer im Laufe der Kriege Fälle gegeben, in denen höhere militärische Führer einen Befehl nicht oder anders ausgeführt haben. Das liegt in der höheren Verantwortung, die ein hoher militärischer Befehlshaber trägt." Er bezog dieses Recht „zur Abweichung vom Befehl" zunächst wieder nur auf taktisch-operative Fragen und verwies dabei auf das Prinzip der Auftragstaktik[172]. Erst im weiteren Verlauf seiner Aussage im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess gestand er prinzipiell auch eine „moralische Pflicht" zum Ungehorsam ein[173]: „[Diese] moralische Pflicht wäre gegeben gewesen zum Beispiel in solchen Fällen wie den Judenexekutionen, aber davon erfuhren wir nichts." Trotz aller Windungen – schließlich ging es um so heikle Fragen wie den Kommissarbefehl und den Judenmord – musste auch Manstein rückblickend zugeben, dass Verantwortung und Moral nach seiner in der Kaiserzeit erworbenen Berufsauffassung letztlich höher stünden als ein unreflektierter Gehorsam.

In dieselbe Richtung gingen auch die Aussagen anderer Befehlshaber unserer Gruppe. Gotthard Heinrici berief sich bei einer Befehlsverweigerung in den letzten Kriegstagen ausdrücklich auf die Verantwortung seinen Soldaten und dem deutschen Volk gegenüber. Den alliierten Untersuchungsbehörden erzählte er diese Episode geradezu als Muster der Pflichten und Möglichkeiten des deutschen Offiziers[174]: „[Keitel] sagte, ich hätte nicht widerzureden, sondern zu folgen. Ich habe geantwortet, ich träge eine Verantwortung hier und auch wenn Sie behaupten, dass Befehle, die Sie geben, mich vor der Verantwortung entlasten, so erkenne ich das nicht an. Ich bin dem deutschen Volk gegenüber verpflichtet und ich werde diese jungen Soldaten nicht opfern, und wenn Sie auf dem Befehl bestehen, so müssen Sie jemand anderen suchen, ich tue es nicht." Und auch als Maximilian v. Weichs gefragt wurde, ob es zum „Berufs-Ethos eines deutschen Offiziers" gehöre, „Befehle krimineller Art auch dann zu missachten, wenn er dabei seine Stellung aufs Spiel setzt", antwortete er ohne Umschweife[175]: „Meiner Ansicht nach ja." Georg Lindemann beantwortete die Zweifel des Vernehmungsbeamten an der angeblichen Nichtweitergabe des Kommissarbefehls[176]: „Sie haben Recht, Befehl ist Befehl, trotzdem haben die älteren Führer nicht jeden Befehl ausgeführt, und ich gehörte auch dazu."

[170] Aussage Mansteins vor dem Nürnberger Tribunal, 10. 8. 1946, in: IMT, Bd. 20, S. 681. Vgl. auch Manstein, Soldatenleben, S. 35: „Was unser Regiment seinen Angehörigen mitgab, war die Treue zum König, das soldatische Pflicht- und Ehrgefühl."

[171] IMT, Bd. 20, S. 664.

[172] Ebd.: In Deutschland sei „diese Selbständigkeit der Unterführer besonders betont worden".

[173] Ebd., S. 679.

[174] Vernehmung Heinricis in Nürnberg, 15. 10. 1947, in: IfZ-Archiv, MA 1569/26. Heinrici hatte sich einem Befehl Keitels zum entschlosseneren Widerstand seiner völlig abgekämpften Truppen widersetzt.

[175] Vernehmung von Weichs in Nürnberg, 12. 2. 1947, in: IfZ-Archiv, MA 1569/77.

[176] Vernehmung Lindemanns in Nürnberg, 29. 9. 1947, in: IfZ-Archiv, MA 1569/42.

Diese Beispiele, die sich beliebig fortführen ließen, belegen – trotz aller Vorbehalte gegen die Quellengattung retrospektiver Rechtfertigungen – immerhin, dass die „höhere Verantwortung" zunächst für die eigenen Soldaten und dann „vor Gott und Vaterland" sowie die „moralische Pflicht" von diesen noch in der Kaiserzeit erzogenen und ausgebildeten Generalen keineswegs vergessen worden waren. Dass sich sehr viele Offiziere nach 1945 auf ihre Eidespflicht gegenüber Hitler beriefen, steht dazu nicht grundsätzlich im Widerspruch. Den Eid auf die Person des Staatsoberhaupts hatte es schon in der Monarchie gegeben. Das änderte nichts am traditionellen Verständnis der Grenzen von Treue und Gehorsam gegenüber einem Einzelnen, das sich auf mehrere allgemein bekannte Präzedenzfälle in der preußisch-deutschen Geschichte berufen konnte. Dieses Verständnis war auch in der Wehrmachtsgeneralität nicht vollständig verschütt gegangen. Die im „alten Heer" aufgenommene Ehrauffassung hatte offensichtlich noch nicht jenen Zustand der Degeneration erreicht, der diese Offiziere jedem noch so unsinnigen oder amoralischen Befehl „absolut" hätte gehorchen lassen. Die Antwort auf die grundlegende Frage, weshalb sich dennoch so wenige Generale gegen Hitler und seine Politik stellten, muss daher komplexer ausfallen. Der Hinweis auf den angeblichen moralischen Verfall schon im Offizierkorps der ausgehenden Kaiserzeit reicht allein nicht aus.

Nicht weniger wichtig als die ethischen Bezugspunkte der Offiziersehre waren die politischen Orientierungen. Von der monarchischen Gesinnung der jungen Offiziere war bereits die Rede. Sowohl die Herkunft aus den „erwünschten Kreisen" als auch die Schul- und Berufsbildung gewährleisteten und festigten diese Grundüberzeugung. Hoth fasste die politische Ausrichtung seiner Erziehung später prägnant zusammen[177]: „Kadettenkorps. Königstreue selbstverst[ändlich]. Kaisertum erfüllt alle Wünsche. Sozialdem[okratie] Feind." Die „jugendliche" und betont militärische Erscheinung Kaiser Wilhelms II. verstärkte diese Einstellung noch. Ewald v. Kleist etwa erinnerte sich später „meines Enthusiasmus für den Kaiser"[178]. Das Offizierkorps war ohne Zweifel eine wichtige Bastion der restaurativen Kräfte, die eine „starke" Politik im Innern und Äußern befürworteten und für die Mitsprachewünsche des Parlaments, der Parteien oder gar der Arbeiterbewegung kein Verständnis zeigten.

Diese früh angelegte politische Haltung hätte freilich durch eine Beschäftigung mit der Tagespolitik differenziert werden können. Dafür gibt es aber für unsere Gruppe vor dem Ersten Weltkrieg kaum Anhaltspunkte. Dass Guderian während der Julikrise von 1914 sein „Interesse für derartige Fragen" bekundete[179], ist noch kein Beleg für eine regelmäßige Auseinandersetzung mit der Gegenwartspolitik. Ein tieferes politisches Interesse mag es bei dem einen oder anderen gegeben ha-

[177] Notizen Hoths „Stellungnahme zum Nationalsozialismus", kurz nach 1945, in: BA-MA, N 503/72.

[178] Kleist, Erinnerungen, Bd. 2, in: BA-MA, N 354/24, Bl. 74.

[179] Guderian an seine Frau, 26. 7. 1914, in: Bradley, Guderian, S. 41. Guderian glaubte, dass „die Haupthetzer Frankreich und Rußland" noch nicht stark genug seien. „Die beiden renommieren zu sehr, als daß alles wahr sein könnte. Man erfährt hier leider alle Nachrichten sehr spät; Du kannst Dir denken, wie mich das bei meinem Interesse für derartige Fragen ärgert. Zum Glück hat mein Hauptmann die Tägl. Rundschau und stellt sie mir immer zur Verfügung." Ein solches Interesse für politische Fragen war in dieser Zeit unter jüngeren Offizieren noch eher die Ausnahme.